Pol. civ.
23.f

Pol. civ. 23 f
Bunsen
<36632040020018
<36632040020018
S
Bayer. Staatsbibliothek

Sol. vio. 23 J

Elisabeth Fry

an die

christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands

von

Christian Carl Josias Bunsen Dr.,
Königl. Preuß. außerord. Gesandten in London.

„Ich bin gefangen gewesen,
und ihr seid zu mir gekommen.“

(Geschenk des Herrn Verfassers an die Buchdruckerei im Rauhen Hause.)

Als Anhang ein Vortrag
von
Amalia Sieveking
in Hamburg.

1842.
Verlag und Druck der Druckerei im Rauhen Hause zu Horn, bei Hamburg.
In Commission bei Perthes-Besser und Mauke.

3A

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Es war im Jahre 1813, als Elisabeth Fry, geborne Gurney, bewogen durch die Schilderungen und Vorstellungen einiger Brüder aus der Gesellschaft der Freunde, die weiblichen Sträflinge in Newgate, dem berüchtigtsten Gefängnisse Londons, selbst zu besuchen unternahm. Die Gefangenen in jenem Kerker der Hauptstadt waren ganz sich selbst überlassen. Dreihundert tief versunkene Wesen, viele mit ihren Kindern unter sieben Jahren, waren in zwei Sälen und zwei Zellen eingesperrt. Ohne alle weibliche Aufsicht, unbeschäftigt, kaum bekleidet, brachten sie ihr Leben in Trunk, Zank, Fluchen und schamlosem Anbetteln der Vorübergehenden zu. Obgleich gewarnt sich nicht in ihre Mitte zu begeben, trat Elisabeth Fry eines Tages mit den Aufsehern unter sie. Trotz aller vorbereitenden Erzählungen war der Anblick ein überwältigender. Den dargebotenen Worten des Trostes und der Ermahnung kamen nur unsaubere Reden und Verwünschungen entgegen. Hier war eine Besserung des Zustandes offenbar nur möglich durch gänzliche Umwandlung; dafür zu wirken, erforderte gänzliche Hingebung auf lange Zeit; eine solche machten häusliche Pflichten ihr unmöglich. Sie mußte sich also begnügen, das Elend äußerlich durch Geschenke von Kleidern, besonders für die Kinder, zu lindern. Die Leiter der Anstalt genehmigten gleichzeitig, daß den Gefangenen noch sechs andere Säle und zwei Zellen eingeräumt würden.

Nach drei Jahren, um Weihnachten 1816, fühlte Elisabeth Fry sich getrieben, im Vertrauen auf den Beistand des Herrn das Werk der Rettung zu versuchen. Eine junge Freundin erbot sich, ihr als Begleiterin zu folgen. Auch dießmal durch die Aufseher von einem, wie sie sagten, vergeblichen Versuche abgemahnt, begann sie die Weiber anzureden, entschlossen nicht abzulassen, bis sie ein williges Gehör gefunden. Sie fand es wirklich hier schon bei diesem ersten Besuche. Hierdurch ermuthigt, bestand sie beim nächsten Besuche darauf, allein mit ihrer Freundin eingelassen, und bei den Gefangenen eingesperrt zu werden. Einige versammelten sich um sie; an diese richtete sie ihre Ermahnungen, daß sie Muth zur Besserung und den Entschluß fassen möchten, ein neues Leben zu führen. Als ihr nun mehrere ein ruhiges Gehör liehen, erhob sie ihre Stimme und sprach: „Mütter, laßt uns eine Schule errichten für eure armen Kinder.“ Dieser Aufruf lockte Thränen hervor, selbst aus den Augen vieler der Verstocktesten. So schien der Rest von Menschlichkeit unter diesen Verworfenen, der innere Lebenspunkt in dieser Abgestorbenheit gefunden. Elisabeth Fry fuhr also fort und sprach: „Ernennet denn sogleich eine aus eurer Mitte, daß sie die Schule halte; meine Freundin und ich wollen die Leitung übernehmen und täglich zur Schule kommen.“ Das war der zweite Besuch. Als sie den nächsten Tag wiederkam, ward die gewählte Schullehrerin ihr vorgestellt; eine Wahl, die sich vollkommen bewährte. Zugleich erklärten die Gefangenen, sie möge sich ihrer annehmen und ihnen Arbeit geben, alle wollten sich gern ihren Verfügungen unterwerfen. Es kam nun darauf an, zuerst den Versuch mit den Kindern zu machen und die Schule zu eröffnen; allein es war durchaus keine Zelle dafür zu erübrigen; die Vorsteher versicherten auch, daß sich nach Einräumung jener Zimmer für die Gefangenen kein Raum dafür irgendwo noch fände. Elisabeth Fry erbat und erhielt die Vergünstigung, bei ihrem vierten Besuche selbst mit den Sträflingen darnach

suchen zu dürfen. Wirklich fand sich eine ganz vergessene kleine Zelle, die schnell zur Schulstube eingerichtet ward. So konnte denn am nächsten Tage, beim fünften Besuche, die Schule eröffnet werden. Der Anfang war etwas stürmisch, Kinder und Erwachsene schlugen sich um die vordersten Plätze. Bald jedoch trat Stille und Ruhe ein; die kleine Stube blieb aber überfüllt von Kindern und einigen Erwachsenen, die das Lesen lernen wollten, andere standen an der Thür.

Das angefangene Werk ward regelmäßig jeden Werktag fortgesetzt. Zu dieser Zeit versammelte Elisabeth Fry mehrere Freunde und Freundinnen und erklärte, sie fühle Muth und Freudigkeit, für die siebzig Verurtheilten unter den Gefangenen eine Lese- und Arbeitsschule zu bilden, wenn sich einige gleichgesinnte Freundinnen mit ihr zu deren regelmäßigen Wartung verbinden wollten, und wenn die Vorsteher des Gefängnisses die Erlaubniß dazu gäben. Eilf Frauen aus der Gesellschaft der Freunde und Frau Steinkopf, die Gattin des deutschen Predigers der evangelischen Gemeinde in London, erboten sich, die Arbeit mit ihr zu theilen. Gerade als sie sich nach einer Oberwerkmeisterin umsahen, wurde ihnen eine Frau empfohlen, die eine ähnliche Stelle suchte, ohne daß sie, oder der, welcher sie sandte, von ihrem Vorhaben etwas wußte. Diese ihnen zugesandte Person ward sogleich angenommen, und hat treulich bei dem Werke ausgehalten, so lange sie lebte. Nun wurden die Vorsteher um die erforderliche Erlaubniß angegangen, und außerdem um eine Stube und Sold für die Oberwerkmeisterin, nebst einem Zimmer für die Frauen des Ausschusses. Die Vorsteher machten den Einwurf, daß eine solche Besserungs-Unternehmung hoffnungslos, das Gelingen bei so grundloser, sprichwörtlich gewordener Verdorbenheit der Londoner Sträflinge unmöglich sei; ohne ihre Zustimmung und freiwillige Unterredung sei die Sache außerdem nicht zulässig, und diese sei nicht zu erwarten. Elisabeth Fry erwiederte hierauf:

„Laßt uns den Versuch machen, seht selbst zu und dann entscheidet; wollen sie sich nicht freiwillig der Ordnung unterwerfen, so wollen wir von unserm Vorhaben abstehen.“ Diesem Vorschlage gaben jene wohlwollenden Männer Gehör; der nächste Sonntag wurde zum Versuche anberaumt. Elisabeth Fry ließ die Siebzig in einem der Säle versammeln, und begab sich zur anberaumten Stunde dorthin, in Begleitung des Vorstandes. Kaum hatte sie die Sträflinge mit ihrem Vorhaben bekannt gemacht, sie durch Unterricht und Beschäftigung zu bessern, wenn sie sich der dazu nöthigen strengen Zucht fügen wollten, als alle einstimmig ausriefen, sie wollten sich jeder von ihr vorgeschriebenen Ordnung unterwerfen. Die Vorsteher gaben hierauf den Frauen freie Hand, den Versuch zu machen, obwohl sie auch jetzt noch an keinen Erfolg glaubten.

Ein angesehenes Handelshaus erbot sich, Arbeit zu liefern, und sandte Arbeiter, um einen als Bügelzimmer benutzten Raum zum Arbeitssaale einzurichten. Als alle Siebzig in demselben versammelt waren, erhob eine der Frauen ihre Stimme und sprach: „Wir sind nicht gekommen, Euch ein Joch aufzulegen; strenge Zucht und feste Ordnung muß da seyn, allein Ihr selbst sollt Theil nehmen an der Einrichtung dieser Ordnung.“ Eine andere der Frauen erklärte nun ausführlicher Zweck und Mittel, und verlas dann einen einfachen Entwurf der zu gründenden Ordnung. Er bestand in zwölf kurzen Punkten, im Wesentlichen dieselben, die jetzt noch dort und anderwärts als Gefängnißordnung bestehen. Jede dieser Vorschriften wurde einzeln verlesen, und den Gefangenen zur Annahme vorgelegt. Für jeden einzelnen Punkt erhoben alle die Hände, und zuletzt für die ganze Ordnung. Hierauf verlas eine der Frauen das fünfzehnte Kapitel aus dem Evangelium Lucas, von dem verlornen Schafe und dem verlornen Sohne; ein kurzes Gebet ward dazu gesprochen, und so die Ordnung eingeweiht.

Ueber je zwölf ward eine der Gefangenen, mit Zustimmung derselben, als Fürsprecherin gesetzt.

Man beschloß nun, einen Monat hindurch das Werk in aller Stille zu betreiben, um die nothwendige Erfahrung zu gewinnen. Der Herr bekannte sich zu dem Werke, das in Seinem Namen begonnen war. Der Erfolg war nicht ein allmähliger, sondern ein augenblicklicher. Wie von unsichtbaren Händen eingeführt, waren Stille und Ordnung in diese Stätte des Fluches und Zankes eingezogen. Die Kinder wie die erwachsenen Schülerinnen machten gute Fortschritte, und zeigten Eifer und Dankbarkeit. Die Arbeit ward von Allen als ein Segen angesehen, und eifrig betrieben.

Als der Monat verflossen war, wurden die Vorsteher eingeladen, den Saal in Augenschein zu nehmen. Sie kamen und trauten kaum ihren Augen; das Gefängniß, sagten sie, sei nicht verändert, sondern umgewandelt. Was sie gesehen, wurde dem Gemeinderath der Stadt London mit dem Ersuchen gemeldet, daß diese Einrichtung für einen Theil der stehenden Gefängnißordnung erklärt werden möge. Der Lord Mayor antwortete am nächsten Tage, und beraumte eine Stunde an für eine Zusammenkunft in Newgate. Zur bestimmten Zeit erschien er, begleitet von einem Theile der Rathsherren. Nachdem sie gehört und gesehen, was hier vorgegangen war, genehmigten sie sogleich, daß die eingeführte Einrichtung die stehende Ordnung des Gefängnisses werde; die Frauen des Vereins wurden ermächtigt, kleine Zuchtstrafen zu erkennen; die Stadt übernahm einen Theil der Kosten, welche die Anstellung der Oberwerkmeisterin verursachte.

Nach sechs Monaten baten die übrigen Gefangenen, welche noch nicht gerichtet waren, um Arbeit und Unterricht, nach derselben Ordnung. Ihrem Ansuchen ward willfahren; der Erfolg war jedoch weder so schnell, noch so schlagend, als bei den Verurtheilten; eine Erfahrung, die sich auch fernerhin bestätigt hat.

Die Frauen jenes Vereins fuhren fort, den Gefangenen in Newgate zu leben, und erfuhren dabei vielen Segen. Aehnliche Vereine von Frauen, zu regelmäßigem, wo möglich täglichem Besuche, bildeten sich in andern Gefängnissen der Hauptstadt. Die Frauen von Newgate dehnten ihre Besuche auch aus auf die zur Wegführung nach Australien verurtheilten weiblichen Sträflinge. Diese werden nämlich vor der Abführung in ein besonderes Gefängniß gebracht. Hier pflegten sie die letzte Nacht vor der Abführung in unaufhörlichem Lärm und betäubendem Geschrei zuzubringen; am Morgen zogen sie mit gleichem wilden Lärmen aus, nachdem sie alles Zerstörbare in den Zellen zerschlagen und zerbrochen hatten. Ganz anders aber war es bei denen, welche von Newgate gekommen und von den Frauen auch in dem neuen Gefängnisse besucht waren. Die Wächter, schon verwundert, des Nachts keinen Lärm vernommen zu haben, fanden zu ihrem Erstaunen des Morgens alle Zellen unzerstört. Aber wie stieg ihre Verwunderung, als sie die Verurtheilten, nach erfolgtem Aufrufe, in ernster Stille zum Zuge hervortreten sahen, und sich selbst statt Verwünschungen Worte des Dankes und Segens zurufen hörten. Der wachhabende Offizier ließ sogleich die Hälfte der gewöhnlichen, bewaffneten Begleitung zurücktreten; Alles ging mit gleicher Ordnung und Ruhe von Statten. Auf dem Schiffe empfingen sie guten Zuspruch, Beihülfe zur Reiseausstattung, und, wer lesen konnte, eine Bibel; die übrigen beeiferten sich auf der Seereise, die für sie bereit liegende zu verdienen.

Schon im Jahre 1818 bildete sich in London ein Männerverein für die männlichen Sträflinge, auch hier aus Christen verschiedener Bekenntnisse. Der Herr war sichtbar mit dem Werke, die Gefängnisse in Besserungsanstalten umzuwandeln durch christliche Ordnung und freie Liebe, verbunden mit regelmäßiger Arbeit. So drängte sich der Gedanke auf an eine allgemeine Verbrüderung thätigen Glau-

bens über den christlichen Erdkreis, zur Besserung, Bekehrung und Tröstung der Gefangenen, besonders durch die Frauen. Ermuthigende Zeichen kamen diesem Gedanken entgegen. Frauen aus den edelsten Geschlechtern in Petersburg und Turin boten dem Londoner Vereine die Hand, fragten um Rath und theilten lehrreiche und erbauliche Erfahrungen mit. So ward denn im Jahre 1821 beschlossen, einen stehenden Ausschuß in London zu bilden, um ähnliche Mittheilungen in und außer England zu leiten, vereinzelte Erfahrungen zu sammeln und die wichtigsten zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Bereits am Ende des Jahres sah sich dieser Ausschuß in Verbindung mit achtzehn Vereinen in Großbritannien, außerdem mit einzelnen gleichgesinnten Freundinnen in Petersburg, Turin, Genf und Bern. Im Jahre 1823 stellte sich die mildthätige Tochter Königs Georg IV., die Herzogin von Glocester, als Beschützerin an die Spitze des Vereins; zwölf Frauen des hohen Adels traten mit ihr hinzu, um der Fürstin als Stellvertreterinnen beizustehen. Der Ausschuß selbst bestand und besteht noch aus zwölf oder mehr Mitgliedern, mit einer Rechnungsführerin und Kanzlerin. Er empfing alle an die „Gesellschaft der englischen Frauen zur Ausbreitung der Besserung weiblicher Sträflinge in London (St. Martin's Lane Charing Cross)“ gerichtete Mittheilungen. Der Jahresbericht wird im Monat Julius in öffentlicher Versammlung vorgelegt. Alle drei Monate findet eine ordentliche Versammlung des Ausschusses statt; fünf Mitglieder genügen, um einen Beschluß zu fassen.

Die Vereine breiteten sich allmählig über England und Schottland aus; bald wurden sie auch nach Irland verpflanzt. Auch der innere Kreis ihrer Wirksamkeit wurde erweitert. Für Gefangene, die ihre Strafzeit überstanden hatten, bildeten sich Freistätten oder Rettungsanstalten, um den Entlassenen ein ehrliches Zurücktreten in die menschliche Gesellschaft zu erleichtern. Es war vorgekommen, daß die

Sträflinge dem Tage ihrer Entlassung mit Entsetzen entgegensahen und zu bleiben wünschten. Dagegen sah man zum Tode Verurtheilte ihrer Strafe mit ernster Reue, und mit frommem Muthe und gläubiger Ergebung entgegengehen, nachdem die Frauen des Vereins sie in die einsame Todeszelle begleitet, und hier die Zusprüche des Geistlichen unterstützt hatten. Für die nach Australien Abgeführten bildeten sich dort eigene Vereine, um das im Vaterland begonnene Werk fortzusetzen.

In England selbst waren die Folgen nicht weniger sichtbar. Nach Newgate kam in mehreren Jahren von den Entlassenen nur Eine wieder in Haft. Das Verhältniß der weiblichen Gefangenen zu den männlichen, welches dort wie drei zu fünf gewesen war, sank auf eine gegen zwölf herab, nach den öffentlichen Listen, was eine Verminderung weiblicher Verbrecherinnen von sieben zu eins ergiebt, und ganz besonders dem Seltenwerden der Rückfälle zuzuschreiben ist.

Im Jahre 1824 erhob das großbritannische Parlament die Anstellung ausschließlich weiblicher Aufseherinnen für die weiblichen Sträflinge in den Gefängnissen des Reichs zum Gesetze. Die Behörden von Neu-Südwallis reichten wiederholt so günstige Berichte ein über die sichtbaren und auffallenden Spuren der eingetretenen Veränderung, daß die Regierung einen Theil der Kosten der dortigen Gefängnißschulen übernahm; bis dahin waren diese von den Vereinen allein bestritten worden.

Für solchen reichen Segen haben Elisabeth Fry und ihre Freundinnen gestrebt, sich durch den Preis der göttlichen Gnade und freudige Hingebung dankbar zu beweisen. Der Herr hat ihnen verliehen, so viele ihrer noch hier auf Erden wandeln, bei dem angefangenen Werke in Glauben und Hoffnung zu beharren. Ihre Erfahrungen sind vielfach und treffen in allem Wesentlichen mit den Erfahrungen der ihnen in der Entfernung verbundenen Freundinnen zusammen, welche anderwärts sich, unter ähnlichen Verhältnissen

und Umständen, zu demselben Zwecke verbunden haben. Hiernach, und vermittelst der von allen unterhaltenen persönlichen oder brieflichen Verbindung, hat sich unter jenen Vereinen allmählig eine gewisse Uebereinstimmung des Verfahrens gebildet, in Beziehung auf die äußern Einrichtungen und Ordnungen, und ein Streben nach Gemeinschaftlichkeit in dem Geschäftsgange erzeugt. Die Bildung neuer örtlicher Vereine ist gewöhnlich nach folgenden Hauptpunkten bewerkstelligt.

Erstlich. Der örtliche Verein bildet sich, und erklärt, daß er in briefliche Verbindung treten will mit der Gesellschaft der englischen Frauen zur Besserung der weiblichen Sträflinge, als ein Hülfsverein für die und die Strafanstalt an dem und dem Orte.

Zweitens. Die Geschäfte werden geführt von einem Ausschusse. Dieser besteht aus einer Schatzmeisterin und einer Kanzlerin und, wo möglich, zwölf Mitgliedern.

Drittens. Der Ausschuß versammelt sich monatlich oder seltener; drei Mitglieder reichen hin zur Beschlußnahme.

Viertens. Die Mitglieder des Vereins verpflichten sich zu täglichem Besuche der Gefangenen, in Kehrordnung, wo möglich je zwei. Außer dem Sonntage bleibt gewöhnlich der Sonnabend ausgeschlossen, weil er für die Ordnung des Hauses frei gehalten werden muß. Die besuchenden Frauen bringen den Vormittag im Gefängnisse zu, wenn nicht besondere Umstände ihre Anwesenheit den ganzen Tag über fordern.

Fünftens. Wenn die besuchende Frau abgehalten ist, sorgt sie für eine Stellvertreterin aus den andern Frauen des Vereins.

Sechstens. Jedes Jahr wird ein Bericht über Erfolg, Zustand und Aussichten abgefaßt, vorgelegt, und dem leitenden Ausschusse in London zugesandt.

Was nun die Thätigkeit eines solchen Frauenvereins unter den Gefangenen betrifft; so ist es die erste Regel

von Elisabeth Fry und ihren Freundinnen gewesen, Alles zu thun, was die Umstände erheischten und die Gesetze erlaubten, nichts aber zu thun gegen die Gesetze und die bestehenden, weltlichen und geistlichen Ordnungen. Hierin liegt natürlich schon, daß ihre Wirksamkeit unter verschiedenen Umständen verschieden sein mußte. Anders mußte es sein, wo, wie in Newgate, gar keine Ordnung war; anders, wo eine druchgeführte gesetzliche Ordnung für Beschäftigung, Zucht und Unterweisung bereits bestand; anders wo man ihnen, wie dort, gern alles überließ zu thun oder anzuordnen; anders wo die bestehende Verwaltung ihren Einfluß als eine bloße Zugabe ansah, vielleicht gar mit argwöhnischen und eifersüchtigen Augen betrachtete. Das dürfen sie aber sagen, daß, wo man sie zugelassen, sich niemand über sie beklagt hat; sie haben das ihnen bewiesene Vertrauen durch strenge Befolgung der Gesetze zu verdienen gesucht, nie es mißbraucht. In England selbst hat sich während des Vierteljahrhunderts ihrer Thätigkeit in der Form derselben gar vieles verändert. So ist in mehreren Strafanstalten die äußere Grundlage der in Newgate gestifteten Klassenordnung durch die Einführung der unbedingten Einzelhaft verschwunden oder im Verschwinden begriffen. Aber von der jetzigen und künftigen Anwendbarkeit dessen, was sie bisher gethan, wird später ein Wort gesagt werden können. Hier ist nur geschichtlich ganz kurz zu berichten, welche Erfahrungen sich ihnen in ihrer Wirksamkeit unter den Gefangenen dargeboten und bewährt haben.

Diese Thätigkeit bezieht sich entweder auf die Beschäftigung der Sträflinge oder auf ihre Unterweisung. Beide aber haben eine gemeinschaftliche Grundlage in der allgemeinen Zucht der Sträflinge.

Hier hat sich ihnen als eine Bedingung dargeboten die Absonderung. Wo diese nicht eine unbedingte Vereinzelung ist, da erscheinen Klassenabtheilungen unerläßlich. Daß männliche und weibliche Sträflinge nicht einmal in demselben Strafhause gehalten seien, darf vorausgesetzt werden.

Für die Klasseneintheilung nun haben sich folgende Maßregeln als die geeignetsten gezeigt.

Frauen eines gänzlich verdorbenen Wandels, und im Verbrechen verhärtete, eben wie rückfällige Verbrecherinnen, müssen in einer untersten, vorzugsweise als Strafklasse erscheinenden Abtheilung von den übrigen gesondert gehalten werden. Auch hier jedoch helfen körperliche Strafen und schwere Zuchtarbeiten, wie auf der Tretmühle, weniger noch als bei männlichen Sträflingen; viel dagegen wirkt die Aussicht auf die Möglichkeit, durch gutes Betragen sich die Aufnahme unter die übrigen Gefangenen zu verdienen. Diese selbst sollten, wo möglich, in drei Klassen vertheilt sein, so daß das Eintreten in eine höhere immer durch gutes Betragen in einer untern Besserungsklasse bedingt ist. In jeder Klasse möchte es sehr zweckmäßig sein, daß jede Gefangene ihre bestimmte Nummer habe, in der Regel nach der Zeit ihres Eintrittes in dieselbe, und daß sie diese Nummer, so wie die der Klasse beständig an sich trage.

Einer jeden Klasse steht natürlich eine Wärterin vor, die zugleich Werkmeisterin ist. Aber so wie Sträflinge in Gemeinschaft gehalten werden, ist es wichtig, die Sträflinge einer jeden Klasse in und durch sich selbst gewissermaßen zu ordnen und zu gliedern. Dieß geschieht indem man aus ihrer Mitte eine als Fürsprecherin anstellt, welche der Vorsteherin verantwortlich ist. Sind die verschiedenen Klassen in irgend einer Gemeinschaft mit einander, so ist aus demselben Grunde eine Oberfürsprecherin nothwendig.

Nächst einer solchen Sonderung ist Vorbedingung jeder weitern fruchtbaren Thätigkeit die Ausschliessung von Allem, was das Werk der Besserung zerstört und unterbricht. Allgemein und streng verboten sind also folgende Punkte: Betteln irgend einer Art, sogar Annehmen von dargebotenen Geschenken; Besuchern, die eine Gabe bieten, kann eine gemeinsame Armenbüchse gezeigt werden; ferner Verkauf und Genuß geistiger Getränke; Leihen und Verleihen von Klei-

dungsstücken; Fluchen und Schwören und jede Entweihung des Namens des heiligen Gottes; Kartenspiel und Lesen von Büchern, die ihnen nicht von den Obern gegeben oder erlaubt sind; alles Schimpfen unter einander, und nicht minder endlich alle gegenseitigen Vorwürfe über das vergangene Leben. Besuche von Fremden sind in der Regel nicht zu gestatten; die Aufseherin begleitet jeden Mann, der zugelassen wird, von Anfang bis zu Ende. Hiervon sollte nur der Seelsorger ausgenommen sein, selbst nicht der Vorsteher oder seine Stellvertreter. Die Austheilung von nützlichen Gegenständen, als Preisen für gutes Betragen, läßt sich rechtfertigen und empfehlen.

Was nun insbesondere die Thätigkeit der besuchenden Frauen bei der Beschäftigung betrifft, so kann dieselbe, hinsichtlich der Arbeit selbst, natürlich sich nur auf die oberste Leitung und Beaufsichtigung beziehen; aber sehr wichtig ist die persönliche Aufmunterung und Ermahnung der Arbeitenden und der Aufseherinnen selbst. Zur Aufmunterung der Sträflinge scheint die Vertheilung von nützlichen Gegenständen, als Preis ausgezeichnet guten Betragens, ganz unbedenklich. Was einen Antheil der Sträflinge an dem Ertrage ihrer Arbeiten betrifft, so ist als Grundsatz festzuhalten, daß sie nicht den geringsten Rechtsanspruch darauf haben; und daß sie dieses wissen müssen. Da aber doch einer jeden bei der Entlassung aus der Gefangenschaft eine kleine Ausstattung gegeben werden muß, so widerstreitet es jenem Grundsatze wohl nicht, wenn eine Aussicht eröffnet wird, daß dabei auf besonders eifrige und angestrengte Arbeit bei ausgezeichnetem Betragen eine gewisse Rücksicht genommen werden dürfte. In sofern ist dadurch auch ein Mittel der Bestrafung gegeben.

Eine bedeutendere Wirksamkeit noch eröffnet sich für die Hülfsvereine bei der Unterweisung. Wo ihnen dabei freie Hand gelassen wird, haben sie sich derselben ganz besonders angenommen, sei es daß eine eigene Schulhalterin im Gefängnisse bestellt war, oder daß sie den Dienst einer

der Gefangenen dafür in Anspruch nehmen mußten. In dieser gesegneten Arbeit haben sie folgende Erfahrungen gemacht. Lesen und Schreiben muß natürlich nachgeholt werden, wo es nöthig ist, aber Grund und Zweck aller Unterweisung ist die sittliche Besserung, und also ein fruchtbares Lesen der heiligen Schrift. Diese muß ihnen an's Herz gelegt, nach dieser müssen sie unterwiesen werden. Vor allem bewähren hier die evangelischen Erzählungen von den strafenden und trostreichen Aussprüchen des Herrn die ihnen innewohnende göttliche Kraft. Die Sträflinge bedürfen sowohl der einen als der andern; denn die Verzweiflung an der Gnade Gottes muß bei ihnen eben so gut überwunden werden als die gänzliche Gottesvergessenheit und Gottlosigkeit, wenn irgend eine Besserung eintreten soll. Fast immer läßt sich der erste Entschluß der Besserung zurückführen auf den Eindruck, welchen ein Ausspruch des Heilandes gemacht hat. Ohne das Wort Gottes überhaupt hat Elisabeth Fry nie eine wirkliche innere Herzensbesserung gesehen. Neben den Evangelien zeigt sich zu diesem Zwecke besonders fruchtbar eine Auswahl von Psalmen und denjenigen Kapiteln der apostolischen Briefe, welche entweder die Heiligkeit und strafende Gerechtigkeit Gottes vor die Seele führen, oder die allgemeine Erlösung der Sünder durch Christus und den Glauben an ihn, als den Heiland lehren. Wenn sich das Herz der Sträflinge nicht absichtlich verschließt vor diesen Lehren, so verstehen sie die göttlichen Lehren viel leichter als mancher denken möchte, der hierin keine Erfahrung hat. Die ernste, mit Gebet verbundene Verlesung der Schrift ist also Anfang und Ende der Unterweisung. Eine einfache Erklärung, und ein kurzer daran geknüpfter Zuspruch zu geeigneter Zeit und in geeigneter Weise ist gewiß sehr zu empfehlen. Aber jedes Wort und das ganze Betragen der besuchenden Frauen müssen den Sträflingen ernste Buße predigen, und aufrichtige, christliche Theilnahme verkündigen. Ruhige Würde und Bewahrung auch vor dem leisesten Anfluge von Zorn, Aerger und Ungeduld, ist die nothwendige

Bedingung jedes gesegneten Einflusses auf die Herzen der Gefangenen. Besonderer Zuspruch an Einzelne, wo möglich unter vier Augen, wird sich vorzugsweise fruchtbar zeigen. Aber Elisabeth Fry kann es als eine Erfahrung ihres Lebens sagen, daß man nie auf die Geschichte der Verbrechen und Sünden des vergangenen Lebens eingehen soll, noch weniger dazu auffordern. Sie ist überzeugt, daß es keine mächtigere Versuchung zum Lügen giebt, als dergleichen Fragen und Erzählungen; sagen die Gefangenen aber wirklich die Wahrheit so kann es gewiß weder ihnen noch den Besuchenden nützen, sich von bösen Dingen zu unterhalten. Denn ist das Herz nicht wirklich der Sünde feind, und der Erlösung bedürftig, so kann alles Geständniß der einzelnen Sünden nichts helfen, und ist jener Haß und jener Glaube an die Erlösung im Herzen, so bedarf es fortdauernden Gebetes und redlichen Strebens diesen Glauben zu erhalten und zu stärken; aber die Wiederholung und Darlegung schändlicher Dinge kann nichts helfen, wohl aber schlafende Feinde erwecken und großen Schaden anrichten.

Zur Uebung der Gottseligkeit ist das Auswendiglernen von Sprüchen und Erzählungen der Schrift sehr zu empfehlen; Kranke haben darin einen köstlichen Schatz in einsamen Stunden. Geistliche Lieder werden gelernt und geübt mit reichem Segen. Kleine erweckliche Erzählungen und ähnliche Bücher können den Gebesserten und Fortgeschrittenen mit großem Vortheil gegeben werden.

Diese Grundsätze und Erfahrungen haben jenen Frauenvereinen zur Richtschnur gedient in ihrer Thätigkeit bei den Gefangenen. Nach ihnen, und den besondern örtlichen Umständen, stellt sich also ohne Schwierigkeit eine zweckmäßige Tagesordnung hervor. Daß eine solche bestehe, ist durchaus nothwendig; ohne sie ist keine Regelmäßigkeit, und ohne diese kein dauernder Segen möglich.

Folgendes sind die Grundzüge der Tagesordnung, welche sich da, wo keine beständige Vereinzelung statt findet,

und man den besuchenden Frauen freie Wirkung gestattet, jenen Vereinen bewährt hat. Man beginnt das Tagewerk mit Verlesung der Schrift, nach dem oben Angedeuteten. Wo ein gemeinsamer Betsaal dazu vergönnt ist, mahnt ein erster Glockenruf alle, sich fertig zu halten. Zehn Minuten später ruft die Glocke zum Morgengebet. Jede Klasse tritt in den Betsaal ein, nach der Ordnung der Nummern, mit der Fürsprecherin an der Spitze; beim Eintritt wie beim Austritt wird das tiefste Schweigen beobachtet. Nach dem Gebete statten die Fürsprecherinnen den Bericht ab, vor der Aufseherin und den Besuchenden. Hienach wird das tägliche Register ausgefüllt. Dieses ist ein für jeden Tag des Monats mit einer Spalte versehenes Verzeichniß der Mitglieder jeder Klasse. Hierin wird jeder Fehler, jede Uebertretung mit einem Kreuze bemerkt, wofür am Monatschluß eine Strafe verhängt wird. Wenn das Register geschlossen ist, beginnt die Musterung der vorzuzeigenden und abzuliefernden Arbeit, so wie die Vertheilung der neuen. Nach der vorgeschriebenen Ordnung des Gefängnisses findet sich dann die Vertheilung der Unterrichts- und Arbeitsstunden sehr leicht von selbst. Jene Gefängnißordnung ist nicht allein in dem Gefängniß aufgehängt, sondern wird wöchentlich verlesen.

Dieß ist der Bericht über dasjenige, was Elisabeth Fry und ihre Freundinnen in dem letzten Vierteljahrhundert zum Troste und zur Besserung der Gefangenen zu thun versucht haben, oder vielmehr der Bericht, wie es dem Herrn gefallen hat, durch ihren schwachen Dienst den Weg zu Größerem zu zeigen. Elisabeth Fry erscheint mit diesem Berichte vor Euch, christliche Frauen und Jungfrauen Deutschlands, nicht daß sie etwas von sich rühme, denn sie hätte sich nur ihrer Schwachheit zu rühmen, sondern auf daß Ihr möchtet den Herrn mit ihr preisen für Seine Gnade, und Euch mit ihr dankbar erzeigen für solche Barmherzigkeit, indem Ihr selbst Hand anleget an das durch Ihn begonnene Werk. Das Gesagte soll Euch überhaupt nicht anschaulich machen, wie viel von Menschen gethan ist, sondern wie wenig, und wie unermeßlich viel noch zu thun übrig bleibt. Der Jammer und die Verderbniß, ja die Verderben erzeugende Natur der Gefängnisse waren früher nur Wenigen näher bekannt, obwohl es eine ganz gewöhnliche Erfahrung aller Länder und Zeiten ist, daß die Gefängnisse, statt zu bessern, dem Gefangenen noch das wenige Gute, was etwa in ihm war, zu nehmen pflegten. Seitdem aber der Herr die Mauer durchbrochen, welche dieses Elend der Seelen vor den Augen der Welt verbarg, ein Elend, gegen welches das übrige, doch auch große und oft entsetzliche Elend verschwindet, hat der Strahl seiner Gnade einen nie geahndeten Umfang und eine Entsetzen erregende Nacht des Jammers zu Tage gebracht.

Offenbar also hat der Herr das Begonnene nur gesegnet, damit größere Liebe sich entzünde durch größere Dankbarkeit und durch die Ueberzeugung von dem gänzlich Unzureichenden und Ungenügenden des bisher Geschehenen. Von dieser Dankbarkeit getrieben und von dieser Ueberzeugung geleitet, möchte Elisabeth Fry vorzugsweise Euch das angefangene Werk und die darin gewonnenen Erfahrungen als ihr liebstes Erbtheil zurücklassen, noch ehe sie von ihrem irdischen Tagewerke abberufen wird. Mit Euch gerade möchte sie schon jetzt in nähere christliche Gemeinschaft treten, nicht allein um ihre Erfahrungen und Hoffnungen Euch mitzutheilen, sondern auch um durch die Eurigen sich zu stärken und zu beleben. Es ist ihr nicht unbekannt geblieben, wie die Deutschen nach ihren Brüdern in Holland das erste Volk gewesen sind, welches die dumpfe Nacht der öffentlichen Kerker mit dem Himmelslichte christlicher Weisheit und Ordnung zu erhellen gestrebt hat. Mit dankbarer Freude hat sie vernommen, wie herrlich auch in unsern Tagen der Herr sich an und unter Eurem Volke in Werken christlicher Liebe bewiesen hat. Um nicht von Lebenden zu reden: die musterhaften Stiftungen und die leuchtenden Beispiele aufopfernder Christenliebe, welche Euer Oberlin und Euer Falk hinterlassen haben, gehören der ganzen Christenwelt hier auf Erden; ihre Werke werden hier nicht untergehen, sondern gesegnet fortwirken, und sind dort im Buche des ewigen Lebens mit hellen Buchstaben verzeichnet; denn sie waren im Herrn gethan. Euer Volk besitzt Rettungsanstalten für verbrecherische und verwahrloste Kinder mehr und gedeihlichere, als irgend ein anderes; und der gesegnete Gedanke, solchen Verlornen ein neues, christliches Vater- und Mutterhaus zu gründen und dadurch sie gründlich zu bessern, ist bei Euch mit größerem Eifer und größerer Einsicht, als vieleicht irgendwo durchgeführt und mit herrlichem Erfolge gekrönt worden. Nirgends endlich mehr, als bei Euch, wird die Jugend auch der niedrigsten Klassen des Volkes in Schulen erzogen, deren Grundlage christliche Bildung und also christliche Liebe ist. Eure fürsorgenden und menschenfreundlichen Regierungen fördern von vielen Seiten durch tief eingreifende Anstalten christliche Erziehung und Gottseligkeit. Auch für die armen

Gefangenen und Sträflinge ist von ihnen mancherlei und mit Erfolg bereits gethan. Endlich haben ja auch mehrere von Euch selbst und namentlich im lieben, frommen Würtemberg, sich liebreich und hülfreich gegen die Gefangenen erwiesen.

Wenn Elisabeth Fry daher christliche Vereine für diesen Zweck oder deren regelmäßige und andauernde Wirksamkeit unter Euch vermißt; so muß sie glauben, daß entweder die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher thätigen Verbindungen, oder die Klarheit über die Art und Weise ihrer Wirksamkeit Euerm eigenen und Eurer Regierungen gutem Willen und liebevollem Sinne nicht gleich komme. Sie begreift gar wohl, daß gerade da, wo vom Staate überhaupt so viel geschehen ist und noch erwartet werden kann, die Ansicht Raum gewinnen möge, er habe bereits Alles gethan oder werde gewiß Alles thun, was für die Besserung und den Trost der Gefangenen zu wünschen sei. Dieß nun würde Elisabeth Fry für einen großen und verderblichen Irrthum halten, und darüber möchte sie sich vor allem andern gern mit Euch verständigen. Sie möchte Euch das Elend der Gefangenen an Euer theilnehmendes und christliches Herz legen, wie es der Herr an das ihrige gelegt hat; sie möchte Euch überzeugen, daß jene Elenden Eure Hülfe nöthig haben, und zwar mehr, als je.

Es ist allerdings, seit Elisabeth Fry ihr Werk in Newgate begonnen, eine große Veränderung in den öffentlichen Strafanstalten der christlichen Welt vor sich gegangen, ganz besonders in Großbritannien und in den vereinigten Staaten. Hier hatte vor mehr als anderthalb Jahrhunderten der milde Sinn des frommen Gründers und Vaters Penn, dort vor mehr als sechzig Jahren der unermüdliche Eifer des menschenfreundlichen Howard die große Lehre von der christlichen Pflicht der Verbesserung der Gefängnisse, und zwar zur Besserung der Gefangenen, gepredigt. Die von beiden ausgestreute Saat ist zu unsern Zeiten in Pennsylvanien und in England herrlich aufgegangen und hat sich von dort fast über alle Länder erstreckt. Jenes große Wort, daß alle Gefängnisse Besserungshäuser werden sollen, hallt wieder in beiden Erdhälften von einem Ende zum andern. Die Einen haben als wirksamstes Mittel gemein=

same Arbeit mit unbedingtem Schweigen, die Andern unbedingte Einzelhaft mit Arbeit angenommen und demnach die Gefängnisse umgewandelt oder ganz neu erbaut. Alle aber stimmen darin überein, daß beides nur Mittel sein soll für den Einen Zweck, die sittliche Besserung der Sträflinge, und daß diese nur möglich ist durch Umwandlung des Herzens, kraft des lebendigen Christenglaubens. Dieses nun scheint der Elisabeth Fry, wie gewiß auch Euch, die Hauptsache. Nun laßt uns einmal gemeinschaftlich zusehen, was der Staat mit diesen Mitteln und zu diesem Zwecke wirklich thun kann. Er kann also zuvörderst immer zweckmäßigere Gefängnisse bauen und sie immer zweckmäßiger als Straf- und Besserungsanstalten einrichten. Er kann ferner immer größere Sorgfalt wenden auf die Wahl und den Dienst derer, welche die Anstalten verwalten und die Gefangenen bewachen; er kann durch ihre Anzahl, und indem er sie belohnt und ehrt, wie er nur vermag, dabei auch sie streng sich einander überwachen läßt und immer wieder von oben überwacht und beaufsichtigt, gute Ordnung schaffen und erhalten. Er kann endlich, den Zweck der Anstalt ins Auge fassend, für die Unterweisung und Belehrung der Gefangenen sorgen und denen, welche das Evangelium verkündigen, die Mittel geben, ihr segensreiches Amt den Gefangenen zu widmen. Aber damit ist auch alles beschlossen, was der Staat thun kann. Ja, Ihr seht auch in diesem möglichst weiten Kreise seiner Thätigkeit bereits die immer enger werdenden Schranken seiner Macht. Kann der Staat mit aller Strenge und mit aller Aufmunterung und Ehre den Aufsehern, Vorstehern, Wärtern und Wärterinnen der Gefangenen den christlichen Verstand geben, die unermüdliche Geduld, die liebevolle, vor Gottes Angesicht wandelnde Gewissenhaftigkeit? Kann er sie denen, welche mit dergleichen unbezahlbaren Eigenschaften in die Mauern seines Gefängnisses eintreten, auch nur eine Woche erhalten? Kann er ihnen die immer erneute Frische und Freudigkeit geben, welche ihr schweres Amt erfordert? Kann er sie schützen und bewahren vor der Verhärtung und Abstumpfung, welche die Eintönigkeit und das niederdrückende Gewicht dieses Dienstes, welche der ununterbrochene Anblick von so vieler Schlechtigkeit, Scheußlichkeit,

2*

Verworfenheit, Verstocktheit und allem unnennbaren Elend des Menschenherzens, menschlicher Weise nothwendig hervorbringt? Kann er die daraus hervorgehende Erschlaffung auch der lebendigsten Thätigkeit und Ertödtung auch des glühendsten menschlichen Eifers verhüten, oder innerlich und wahrhaft heilen? Wer Gefängnisse kennt, weiß, wie schwer, ja wie unmöglich es schon ist, die unter der schönsten äußerlichen Ordnung versteckte Vernachlässigung, die unter den untadelichsten Rechnungen verborgenen Unterschleife, und damit die schwersten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten aller Art wenigstens für lange Zeit zu entdecken. Aber wenn der Staat auch unfähig gewordene Beamte entläßt, hartherzige und gewissenlose Söldlinge entfernt und bestraft; kann er denen, welche er an ihre Stelle setzt, Gewissen geben? und wenn sie dieses haben, ihnen frischen Muth erhalten, warme, immer neu quillende Liebe einflößen, ohne welche sie nicht wirksam thätig sein können? Und nun bedenket, daß alle diese schönen Anstalten nur Mittel sein sollen für den Einen Zweck, die sittliche Besserung der Gefangenen. Allerdings kann die beste Zucht, die zweckmäßigste Beschäftigung das Böse, das in augenfällige That übergeht, verhüten, nämlich insofern sie es unmöglich macht; allein zur Besserung gehört, daß das verhärtete Herz sich erweiche, daß es die gebotene Zucht mit Dank erkenne und anwende, als zu seinem Besten gemeint. Wer da glaubt, daß dieses durch irgend eine menschliche Zucht erreicht werden könne, der befindet sich in dem größten und verderblichsten Irrthum. Umgekehrt: je vollkommener die Ordnung und Zucht ist, je künstlicher die Mittel sind, den Sträfling vom Bösen abzuhalten, desto mehr verhärtet sich gewöhnlich das Herz desselben. Er erblickt darin eine neue Ausbildung der grausamen Selbstsucht der Glücklichen. Sie, denkt er, welche sich vor der menschlichen Gerechtigkeit zu bewahren wußten, haben eine neue Entdeckung gemacht, wie die Gefangenen zur möglichst einträglichen Maschine eingerichtet werden können. Glaubt Ihr, daß er sie dafür segnet, wenn er sich ihrer Ordnung unterwirft? Die größten Bösewichter sind gewöhnlich die besten Gefangenen; sie unterwerfen sich ohne Kampf der übermächtigen Zucht, aber mit verstärktem Grimme im Herzen und aller Besserung fer-

ner, als je zuvor. Nirgends ist der Staat ohnmächtiger, als wenn er ausspricht, daß ein Mensch sich bessern, also das Gute lieben soll; nirgends auch ist er in größerer Gefahr, grausam zu sein. Je vollkommener die Mittel der äußeren Zucht und Ordnung sind, desto größer wird die Plage des Gefangenen, desto hartnäckiger die Verstocktheit des Sträflings sein. Die christlich menschenfreundlichen Gründer jener verbesserten Anstalten haben allerdings eine Besserung erdenken wollen, welche eben sowohl dem hartnäckig verstockten Bösewicht eine kaum erträgliche Pein, als dem zur Besserung nicht ganz Unwilligen ein leichterer und sicherer Weg, als irgend ein anderer sein möchte. Aber werden die von ihnen vorgeschlagenen Mittel nicht zu jenem Zwecke angewendet, so wird diese Zucht eine verlängerte Todesnoth. Alsdann haben wir statt der Gefängnisse mit arbeitsloser Versunkenheit Strafanstalten mit arbeitsvoller Verzweiflung, statt des Elendes der Unordnung einen Jammer der Ordnung, statt der lauten Flüche des Mißhandelten die durch Heuchelei noch verstärkten stillen Verwünschungen des zu Einsamkeit und Stillschweigen verdammten Unglücklichen. Wäre das der Erfolg, sollte jener Gedanke dazu mißbraucht werden: so würde Elisabeth Fry bereuen, jene gerühmten Verbesserungen als solche begrüßt zu haben; sie würde sie nur als ein neues Unglück und die ausgesuchteste Grausamkeit ansehen können, und dabei als die vergeblichste. Der Staat kann mit grausamer Strenge Einsamkeit und angestrengte Arbeit erzwingen, aber das Herz nicht nöthigen, in sich zu gehen und sich mit Gott und göttlichen Dingen zu beschäftigen. Der Staat kann mit noch größerer Grausamkeit dem Gefangenen die Sprache nehmen, aber er kann sie nicht hervorrufen zu Einem Seufzer der Buße, zu Einem Ausrufe dankbaren Preises Gottes. Aber wir haben vielleicht das Mittel der Belehrung ganz aus dem Gesichte verloren, wir haben vielleicht vergessen, daß hier die Kirche zum Staate tritt, und seiner Ohnmacht zu Hülfe kommt. Die Kirche vielleicht soll und kann da helfen, wo Elisabeth Fry Euch christlichen Frauen und Jungfrauen dieses Landes von der Nothwendigkeit überzeugen möchte, daß Ihr selbst, so weit Ihr könnt und vermögt, helfend herzutreten solltet. Laßt uns doch etwas näher nach dem Sinne je-

ner Worte fragen, und zusehen, ob etwas gegen diese Aufforderung daraus folgen könne. Der Staat, so war oben gesagt, läßt in seine Gefängnisse zum Troste und zur Besserung der Sträflinge die Diener Christi zu, welche er als die geeignetsten anerkannt hat, um die Lehre des Heils zu verkündigen und den Menschen mit Gott zu versöhnen. Diese Geistlichen nun besuchen und trösten die Kranken; sie thun von Amtswegen das, wozu die Andern keinen Beruf, seltener Lust haben. Eine solche Ansicht nun, meint Elisabeth Fry, wird Euch als christlichen Frauen und Jungfrauen von vorn herein falsch erscheinen. Denn noch ehe Ihr weiter darüber nachdenkt, treten vor Eure Seele jene ernsten, erhabenen Worte des Herrn, welche Er am Tage des Gerichtes und in dem Augenblicke der Entscheidung über ewiges Wohl oder Wehe zu jeder unsterblichen Seele sprechen wird, die hier auf Erden gewandelt und seine frohe Botschaft vernommen hat. Zu den Seligen wird Er sagen: „Ich bin gefangen gewesen und Ihr seid zu mir gekommen.“ Zu den für die Verdammniß Gereiften aber: „Ich bin gefangen gewesen und Ihr habt mich nicht besucht.“ Es heißt nicht: „Ich bin gefangen gewesen und Ihr Beamte, Ihr Geistliche seid zu mir gekommen oder habt mich nicht besucht.“ Nein: an einen Jeglichen, sagt der Herr, wird er jene Forderung stellen. Und wenn Ihr fragt, warum der Herr wohl solches von einem Jeglichen, also auch von einer Jeglichen unter Euch fordert, so werdet Ihr nur auf den Zweck seiner Menschwerdung und die dadurch ins Licht gestellte Aufgabe dieses Erdenlebens zu blicken haben, um genügendes Licht zu empfangen. Denn diese Aufgabe ist ja doch die Förderung des durch Christus gestifteten Gottesreiches auf Erden, und also zuletzt und wesentlich die allgemeine Herrschaft der Liebe, wodurch alles Gesetz in Freiheit, alle Natur in Geist verklärt werden soll. Dieses Werk ist aber so groß und herrlich, daß es hier auf Erden nur vermittelst der vereinten Kraft und brüderlichen Anstrengung aller Glieder des Gottesreiches vollendet werden kann. Dieß ist der Beruf, womit jeder Gläubige in das Gottesreich geboren wird, zu welchem er zugleich Kraft und Mittel empfängt, jeglicher auf seine Weise. Also ge=

wiß und unzweifelhaft ist und bleibt es, daß auch das große und schwere Werk der Besserung der Gefangenen nur durch die Kirche mit Erfolg geübt werden kann; aber diese Kirche ist nicht außer Euch, sondern in Euch, und Ihr seid in ihr, und müßt bei jedem Werke alle mit Gebet und auch, so viel Ihr könnt und vermögt, thätig daran helfen. Betrachtet, um hierin mir ganz beizustimmen, nur etwas näher den nöthigen Dienst der Lehre und Besserung in jenen Strafanstalten. Es ist gewiß eine große Täuschung, zu glauben, Aufseher, Vorsteher und Wärter, mit aller äußern Ordnung und Zucht, mit allem musterhaft erzwungenen und geleisteten Gehorsam, Arbeiten, Schweigen, vermöchten die Besserung des Gefangenen hervorzubringen. Aber es ist keine geringere Täuschung, anzunehmen, die Geistlichen allein und ohne Beistand könnten ein solches Werk vollbringen. Wir wollen annehmen, daß ihnen alle Freiheit für ihre Wirksamkeit gegeben, daß ihre Thätigkeit nicht, wie gewöhnlich, durch die Hausordnung und durch die unverhältnißmäßige Zahl der ihnen anvertrauten Gefangenen von vorn herein gelähmt werde: immer werden sie täglich nur wenige Augenblicke dem Einzelnen widmen können; das ist das Höchste, was sie hoffen dürfen; ja es ist, wenigstens bei großen Gefängnissen, nie zu erreichen. Wie wenig kann aber durch solchen flüchtigen Zuspruch, selbst durch augenblickliche Erregung erlangt werden! Diese äußere Unzulänglichkeit ist jedoch nicht Alles. Der Gefängniß-Geistliche, ja auch jeder Andere, der ihm etwa beisteht, kommt zu den Gefangenen von Amtswegen. Der verstockte Sträfling sagt sich: sie sprechen, wie sie müssen; es sei ihr Amt, vielleicht wird er denken, ihr Handwerk. Bei seinem vorherrschenden Mißtrauen in die Aufrichtigkeit guter Gesinnungen und bei seinem Unglauben an uneigennützige Ueberzeugung und freie Güte wird er jene Ermahnungen sogar gerade deswegen eher überhören, weil sie von Amtswegen an ihn ergehen. Er sieht in dem Geistlichen nicht den Boten Christi, weil er hinter ihm den mit Strafgewalt bewaffneten Zuchtmeister, das verhaßte Gesetz und den ganzen Zwang der feindlichen menschlichen Gesellschaft erblickt. Hier aber kann und will er seine Freiheit geltend machen; ja er

will sich nicht bessern, um diese Freiheit gegen Gott und die Welt zu bethätigen. Leicht auch fügt er dem innern Trotze die Heuchelei hinzu, in Hoffnung auf irgend eine lohnende Ermäßigung, oder um die Wachsamkeit der Aufseher zu täuschen. Solche teuflische Verstocktheit kann allerdings Gott allein vom Herzen wegnehmen; aber nichts bringt die göttliche Gnade demselben so nahe als das Gefühl freier Liebe. Diese nun empfindet oft bei christlichem Zuspruche frei Besuchender derselbe Sträfling, welchen die Ermahnungen seines Geistlichen kalt gelassen haben. Solche Liebeserweisungen erschließen dann das verstockte Herz gegen den Diener Christi und zugleich gegen die ganze Menschheit. Man denke sich in die Lage und den Seelenzustand eines solchen Sträflings hinein Man muthet ihm zu, an das schwere Werk der Buße zu gehen und an Gottes Liebe zu glauben; und ohne diesen Glauben giebt es allerdings keine wahre Reue, und ohne beide keine wahre Besserung. Aber dann müssen auch die Christen ihrerseits zeigen, daß es ihnen selbst damit Ernst ist, und es muß von ihnen eine Entwickelung der Liebe ausgehen, welche der großen Entwickelung gesetzlicher Strenge nud Zucht das Gleichgewicht hält und jenem Zwecke entsprechend ist. So wie man Buß- und Besserungsanstalten verlangt, welche Eure Sprache längst mit dem bezeichnendsten Namen Zuchthäuser genannt hat, macht man sich auch anheischig, ein Werk zu unternehmen, das nur durch allgemeine christliche Theilnahme und Thätigkeit erreicht werden kann.

Elisabeth Fry muß also Euch allen, christlichen Frauen und Jungfrauen, das Elend der Gefangenen noch viel mehr an's Herz legen, als sie es zu einer frühern Zeit gethan haben könnte. Das Werk, zu dem sie Euch einladet, ist nothwendiger als je, um der armen Gefangenen willen, in Folge derselben Anstalten, welche es so vielfach erleichtert haben. Allein wenn es für die Gefangenen nothwendig ist, so ist es doch vielleicht noch nothwendiger für Eure eigenen Herzen. Bei dem Gefangenen ist Glauben Hoffen; denn die ihm mögliche Thätigkeit seines Glaubens ist in der Hoffnung auf die Wiedererlangung der verscherzten Gnade Gottes und Gewissensruh. Bei dem Glücklichen aber ist Glauben Lieben; denn sein Glaube

kann und soll sich nicht erweisen und üben, ohne daß er durch thätige Bruderliebe sich dankbar erweist für die Gnade, durch die er selig ist, und durch welche und mit welcher ihm, außer so manchem Lebensglück, noch die Seligkeit geworden, seine Brüder als Miterlöste zu lieben und ihnen wohl zu thun. Das gilt von allen wahren Gläubigen, von allen lebendigen und nicht Wortchristen; aber doch gilt es ganz besonders von den gläubigen Frauen. Es wird in unserer Zeit mehrfach gehört, daß die Frau in der gegenwärtigen bürgerlichen Ordnung und Gesellschaft nicht die Stellung einnehme, welche ihr gehöre. Die so sprechen, gehören zu zwei sehr verschiedenen Klassen von Menschen. Die einen sind solche, denen das Leben des Geistes überhaupt verschlossen, und deren Auge also blind ist für Alles, was den Geist angeht. Sie können am allerwenigsten einen Begriff von dem Berufe und der Stellung der Frau haben, da sie keine Kenntniß besitzen von dem Gottesreiche, in welchem wir und alle Menschen hier auf Erden stehen, und von der Ehe, aus welcher dasselbe immer neu emporwachsen soll. Sie wissen nicht, daß, wenn der Frau noch nicht die Stellung geworden, welche einzunehmen sie bestimmt ist, der Grund davon eben darin liegt, woher jene ganze Ansicht von den menschlichen Dingen fließt: Unglaube und Selbstsucht — zwei Uebel, die sich gegenseitig bedingen, und welche in der That den Wirkungskreis der Frau beengt und ihre Stellung verrückt haben. Sie übersehen, was klar vor Aller Augen liegt, daß nur durch das Christenthum, welches sie so unglücklich sind nicht zu kennen, der Frau eine Stellung und eine Würde gegeben ist, die ihr früher versagt und unmöglich war; ja daß der Grad ihrer höhern und selbständigern Stellung und der Umfang der daraus fließenden segensreichen Wirksamkeit wohl als der sicherste Maßstab der christlichen Fortschritte und inneren Gesittung eines Volkes und einer Zeit gelten mag. Und zwar ist dieß nothwendig so; denn wo der christliche Glaube nicht die Gemüther durchdrungen, da kann die Frau nichts anders sein, als ein Werkzeug niedriger Selbstsucht und ein Spielzeug eigener und fremder Eitelkeit, wie sehr auch äußere Feinheit der Sitten diese Erniedrigung verstecken, diese schmachvolle Ansicht verschleiern, diese harte Sklave-

rei übertünchen mag. Wo aber, wie bei Euch, christlicher Glaube im Volke lebt, und christliche Sitte, die aus ihm fließt, nicht verschwunden ist, da wird der Frau sittliche Würde und Verantwortlichkeit, und damit auch ihre Selbständigkeit anerkannt. Damit aber fällt ihr von selbst, mehr oder weniger, im häuslichen Kreise der erhabenste Beruf zu: die sittlich christliche Erziehung der Kindheit, und die Aufrechthaltung und Belebung der daran hängenden christlichen Hausordnung. Denn wie ohne Christenthum keine Würde der Frau, so ist ohne die christliche Hausmutter keine christliche Gewöhnung und Gesittung des Volkes möglich. Hier also verlieren wir jene eben so sinnlose als gottlose Ansicht ganz aus den Augen; so tief liegt sie unter uns. Aber an der Gränze jenes Kreises begegnet uns eine ganz andere, nämlich die von der Unmöglichkeit einer entsprechenden Stellung und Wirksamkeit der Frau jenseits des häuslichen Lebens, in unsern gegenwärtigen Verhältnissen. Die das sagen, haben natürlich eine christliche Wirksamkeit im Sinne, und sie verdienen also wohl gehört zu werden. Einige von diesen nun weisen uns auf das Mittelalter und seine Stiftungen. Aber es ist unläugbar, daß jene Zeit, obwohl sie für Manches Achtung, ja Ehrfurcht verdient, mehr bezweckt und verstanden hat, Frauen vor der sündigen Welt außer ihnen zu bewahren, indem sie dieselben von ihr absperrte, als sie zu heiligen durch gläubige Wirksamkeit in dieser Welt, und die Welt und das gemeinsame Leben dadurch zu bessern und zu bilden. Eben so wenig kann aber geläugnet werden, daß die neuere Zeit nichts an die Stelle jener Stiftungen zu setzen gewußt hat. Gleicherweise ist es eine allgemeine Erfahrung in allen Theilen des christlichen Erdkreises, daß Tausende von Frauen, die von keinen häuslichen Pflichten gebunden, oder denen diese versagt sind, sich nach einer angemessenen Thätigkeit jenseits des Berufs von Gattin, Mutter oder Tochter sehnen. Für diese nun scheint die Unvollkommenheit unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände ganz besonders drückend. Der Mann hat für seine Thätigkeit die Gemeinschaft des bürgerlichen Lebens; die Würde des Zwecks, der Aufrechthaltung des Gesetzes und der Förderung des gemeinen Besten adelt auch die schwersten und niedrigsten Dienste, zu denen

er sich hergiebt, in seinen eigenen Augen, wie in denen der Welt. Ganz anders ist es mit der Frau. Sie sieht diese Gemeinschaftlichkeit thätigen Lebens nicht vor sich, und sie scheint jenseits der häuslichen Verhältnisse nicht dienen zu können, ohne Magd zu sein. Diese Ansicht ist eine Thatsache, und sie verdient Berücksichtigung. Aber es will der, welche zu Euch redet, vorkommen, als sei sie im Grunde eben nur eine nothwendige, obwohl recht harte Strafe für jene falsche Ansicht von der Kirche, die wir oben bereits haben bekämpfen müssen, um uns den Weg zu bahnen zu der Erkenntniß der Nothwendigkeit hülfreichen Mitwirkens bei den Gefängnissen. Laßt uns zurückblicken auf das untrügliche Vorbild, das Gott uns in den natürlichen Verhältnissen der Familie gegeben. Ist das keine Gemeinschaft? keine christliche Gemeinschaft? nicht die natürliche Wurzel aller christlichen Gemeinschaft? Also doch wohl auch der Kirche! Wie sollte denn nun der Beruf zur Wirksamkeit in den weitern Kreisen desselben Gebietes der Liebe, desselben Lebens der Liebe, ein ganz anderer sein? Ist nicht das Leben der christlichen Gemeinde in den Werken der Liebe, die Christus von ihr fordert, eben so gut das Erbtheil der christlichen Frau, als des christlichen Mannes? ja ist es nicht in seinem eigensten, innersten Wesen vorzugsweise das Erbtheil der Frau, wie die Thätigkeit im Staate und in der Erkenntniß das Erbtheil des Mannes? Hat die Frau nicht gerade da, wo sie nach ihren Gefühlen allein wünschen kann, zu wirken und zu schaffen, große Vortheile vor dem Manne? Wird ihr nicht allgemein zugestanden, daß sie zu allen Werken der Barmherzigkeit, der Pflege, der zarten Sorge, der unermüdlichen Geduld ein größeres Geschick besitzt, ja eine größere Kraft, als der Mann? Und natürlich und nothwendig; denn das eigenste Leben der christlichen Gemeinschaft ist das der Liebe, und Liebe das eigenthümlichste Gebiet der Frau.

Also schon ganz im Allgemeinen durften wir oben sagen, daß die thätige Theilnahme an den Werken christlicher Barmherzigkeit in den Gefängnissen, — und also auch in den Armen- und Krankenhäusern und den Kinderwartschulen, — vorzugsweise eine Nothwendigkeit für christliche Frauen sei, und daß die Frauen solche thä-

tige Liebeserweisungen noch nöthiger haben, als die Unglücklichen, denen doch ohne sie nicht aus ihrem Elende geholfen werden kann. Wenn wir nun eben gesehen haben, daß der christlichen Frau offenbar im Reiche Gottes hier auf Erden eine Wirksamkeit beschieden sein muß, die ihr jetzt fehlt, und die sie eigentlich noch nie anders, als in vorbildlichen, engen Kreisen vergangener Zeiten gehabt hat; wenn es wahr ist, daß sich Tausende unter uns darnach sehnen: — sollte das nicht ein Zeichen der Zeit, ein Wink des Herrn sein? Hat der Herr umsonst das Gefühl unserer Sehnsucht und unseres Mangels zusammentreffen lassen mit der Enthüllung des namenlosen Jammers der Gefangenen und Elenden im Lande um uns her, mit dem Aufdecken der tiefsten Schäden der Völker und Staaten, von welchen jene traurige Verirrung des Verstandes mit so vielem Andern nicht weniger, als die Zunahme der Verbrecher zeugt? Laßt uns denn um uns schauen, ob dieses uns insbesondere angehende Zeichen der Zeit ein einzeln stehendes heißen möge; ob es nicht in der Welt allzumal das Ansehen hat, wie wenn der Feigenbaum ringsum auf Hügeln und in Thälern Sprossen und Blätter gewinnt; ob es nicht ist wie ein Frühlingsduft der Nähe des Herrn, nicht ein Grauen der Morgenröthe des Tages, an welchem Er uns heimsuchen will, und an welchem Er uns zuruft: „O Jerusalem, Jerusalem! wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient!“ —

Es geht ein Gefühl durch die ganze Welt, daß unsere Zeit nur die des Unterganges oder die einer ganz neuen Wiederbelebung sein kann. Denn wahrlich nicht Gewöhnliches gehet vor um uns her. Das Festeste ist erschüttert; was für das Stärkste gehalten, wird schwach; lebendig Geglaubtes zerfällt in Asche vor dem Hauche der Gegenwart. Unbekannte Kräfte steigen aus dem Schooße der Gesellschaft und selbst der Natur. Oeffnen sich nicht täglich neue Wege, von denen wir nicht wissen, wohin sie führen? offenbaren sich nicht täglich neue Kräfte, welche tief eingreifen in die menschlichen Verhältnisse, ohne daß wir wissen, wozu? Denn das glaubt Ihr doch wohl nicht, daß diese Entdeckungen und Erfindungen, daß diese Vervielfältigung der Kraft des Menschen, daß diese wunderba-

ren Fortschritte der Gewalt über die Natur und ihre Kräfte in unserer Zeit nur deßhalb zusammenströmen, damit die Menschen nun erst recht ihrer Selbstsucht fröhnen, recht in Stille und Frieden ihren sinnlichen Genüssen leben sollen? Dann müßtet Ihr glauben, daß hierin das Reich Gottes liege; denn für dieses geschieht Alles nach den ewigen Gesetzen der Weltordnung. Ihr wißt aber das Gegentheil. Eben so wenig werdet Ihr glauben, daß alle jene Fortschritte Euch oder irgend einen Menschen weiser und besser und also glücklicher machen können. Sind doch die Beispiele vor unser Aller Augen, im Großen wie im Kleinen, daß die Kenntniß der Naturkräfte und die Gewalt über sie keine Macht giebt über die Leidenschaften und Begierden; daß kein wohl verstandener Eigennutz dem Menschen die Augen öffnet über die Thorheit des eigenen Herzens und den Wahnsinn des Bösen; daß keine äußere Gesittung Menschen und Völker schützt vor der tiefsten sittlichen Erniedrigung; daß keine Freiheit der sogenannten öffentlichen Meinung ganze Völkerschaften hindern kann, immer tiefer zu versinken. Aber wollet eben so wenig glauben, daß alle jene ihnen verwandte Zeichen, daß alle die Bewegungen und alles Außerordentliche dieser Zeit nothwothwendig Kämpfe des Todes und Zeichen des Untergangs seien. Wohl möchten sie es sein ohne die wiederbelebende Kraft des Geistes des Christenthums; denn es sind der Schäden viele in Israel, und der größte von Allen ist, daß sie nie gesucht werden, wo sie wirklich liegen, nämlich in dem Geiste, in dem Innern, und nicht in irgend einer Form.

Aber im lebendigen Glauben an die in Christus offenbarte sittliche Weltordnung, als eine ewige Ordnung der göttlichen Liebe, ist ein Hauch des Lebens, welcher die Gebeine neu zu beseelen, und dem neuen Leben neue Gestalt zu schaffen vermag. Dieser belebende Hauch ist der Athem des Geistes, welcher die Liebe ist. Ihm also neigt Euch zu, Ihr alle, welchen die Schwüle der Zeit die Brust beengt, welche die immer drückender werdende Schwere des äußeren Lebens niederbeugt, und die Ihr Euch sehnet nach der Freiheit des Geistes. Sie ist keine andere, als die Freiheit der Kinder Gottes. Der Glaube an sie aber ist nicht blos ein

duldender, er ist kein wehklagender, kein unthätig brütender, kopfhängerischer, oder in trägen Gefühlen matt zerfließender; nein, er ist eine Thatkraft Gottes und muß thatkräftiger und thätiger werden, je größer und mächtiger die Naturkraft ist, die sich ihm entgegenstellt um überwunden zu werden. Ist denn nun in unserer Zeit eine unaufhaltsame Entwicklung von äußerer Kraft und fortschreitender Macht über die Natur und die Erde unverkennbar; nun so ist das ein klares, ein untrügliches, ein zugestandenes Zeichen, daß der Herr in seiner Gnade will, es solle eine noch nie gesehene, ja, als die Masse der Menschheit in Freiheit durchdringend, gar nicht geahnte Entwickelung der Liebe dadurch hervorgerufen werden. Das ist der Glaube, der die Welt besiegt hat und immer wieder besiegen soll und wird. Ohne ihn allerdings können alle jene Regungen nur zum Tode, alle jene Fortschritte nur zum Abgrunde führen. Dann muß der Rathschluß der strafenden Gerechtigkeit Gottes erfüllt werden; dann wird jene immer steigende Verfeinerung, jene unersättliche Genußsucht, jene falsche Selbstständigkeit des Einzelnen, und jene mißverstandene und mißbrauchte Freiheit der Völker sich zu einer Nacht des geistigen und leiblichen Todes verkörpern, wie in früheren Zeiten die bösen Mischungen und Zustände des Dunstkreises zur zerstörenden Pest. Dann wird diese Macht des Todes sichtbarlich, wie vormals verzehrende Seuchen, mit den zum Tode Geweihten auch das junge noch kräftige Leben dahinraffen und dieses Geschlecht mitten in seinem Tagewerke unter dem schweren und mühsam zusammen gezimmerten Gerüste seines eigenen Daseins begraben. O, lasset uns umschauen! Lasset uns vielmehr aufschauen, auf Ihn, der zu Jerusalem sagte: „Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen, und es wird die Zeit kommen, daß deine Feinde keinen Stein auf dem andern werden bleiben lassen darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.“

Ja, schaut auf und sehet! Sichtbarlich wohl ziehet der Geist des Verderbens über die Erde; aber sichtbarlich auch schreitet der Herr in unseren Tagen wieder durch die Reihen der Menschenkinder. Eine dunkle Ahnung seiner Nähe durchschauert

selbst der Ungläubigen Herzen; der todt Geglaubte ist wieder lebendig geworden und thut Wunder; der fern Gehaltene tritt dicht vor sie und stört sie auf aus ihrer Bequemlichkeit und Ruhe; schon sein Scheinbild und Schatten macht ihnen Sorgen, die sie nicht geahnt hatten. Die aber, welche sein Heil suchen, verspüren seine göttliche Nähe durch die steigende Sehnsucht nach ihm und seiner Zukunft. Die Fernen verstehen sich; die durch Berge und Meere und Sitten und Gebräuche und Sprachen Geschiedenen kommen zusammen und preisen gemeinschaftlich die großen Thaten Gottes. Die Kinder Israel suchen ihren Hirten, und die fernsten Inseln jauchzen seinem Namen entgegen. Der Herr kommt. Er kommt nicht mit einer neuen Offenbarung; denn er selbst ist die ewige Offenbarung des innersten Wesens Gottes, welches da ist seine Liebe. Er kommt nicht mit einer neuen Lehre; denn die Lehre von dieser Liebe ist aller Weisheit Grund, Anfang und Ende. Er kommt nicht mit einem neuen Gebote; denn das älteste Gebot ist das ewig neue, das Gebot der Liebe, das er verkündet. Aber Er will, daß in seiner Gemeinschaft dieses Gebot allein herrsche, daß aus ihm alles neu geboren werde. Einst wohl haben die Menschen, auch als Er schon erschienen war im Fleische, die Gemeinschaft Christi gebaut auf den Grund der Hoffnung, und im Blicke auf das Bessere, das kommen sollte, durch Zucht hauptsächlich sein Reich zu fördern gesucht. Einst auch haben sich die Gläubigen versammelt um die Fahnen des Lehrens und Wissens von dem Glauben, und um sie herum sich geschaart, als um den Mittelpunkt ihrer Gemeinschaft und ihres Theiles an Christus, um unter diesem Zeichen mit dem Fürsten des Lebens und für sein Reich zu streiten. Das Alles ist vorüber und vergangen; denn sonst wäre es nicht untergegangen; sonst wäre es nicht, wo es noch steht, starr, unbildsam und unkräftig, des neuen Lebens Herr zu werden und es zu gestalten zum neuen, frischen Reiche Gottes. Jenes ist aufgekommen und hat bestanden, damit vorbereitet würde das Vollkommene; es ist untergegangen und geht unter vor unsern Augen, damit das Vollkommenere erscheine. Der Rathschluß Gottes ist, daß dieses kommen

soll; aber der Rathschluß Seiner Liebe ist, daß es zu uns komme. Nicht daß Gottes Reich unter uns zusammenbreche, nicht daß unsere Zeit anheimfalle den Mächten der Finsterniß, die sie umschleichen, — nein, das ist nicht das Wort des Schicksales, dessen Flammenbuchstaben über die Erde leuchten; sondern daß sie sich neu verkläre in die noch nie versuchte Gestalt, in das noch nie hervorgetretene Wesen. Die Gestalt, welche allein noch übrig bleibt, ist aber die einzige, worin sein Reich fortan bestehen kann. Sie ist das innerste, bisher nur verhüllte Wesen dieses Reiches; denn es ist die Liebe. Also die freie Liebe; denn die Liebe ist frei, weil sie des Gesetzes Erfüllung ist; und die Liebe macht frei, weil die Kinder des Reiches der Liebe, und nur sie, frei sind. Dieser Fülle der Liebe, diesem Reiche der freien Liebe ist die Saat der Zeiten in sengender Gluth und in eisiger Kälte entgegengereift; die Nacht hat das Licht bereiten, Sturm und Ungewitter und alle finstern Mächte der Zerstörung haben das Werk Gottes, das Werk der ewigen Liebe, fördern müssen. Dieß ist die Offenbarung, dieß das Gebot, mit welchem der Herr kommt in den Zeichen dieser Zeit, welche da nicht lesen können, die in Haß und Selbstsucht leben, an denen irre werden alle, die nicht kindlich sich gesetzt haben zu den Füßen des Heilandes, und ihr Licht nicht angezündet an seinem ewigen Evangelium. Deßhalb gelingt in unserer Zeit in geistlichen Sachen nicht einmal das gut Gemeinte und christlich Gedachte, wenn es nicht aus dem Geiste freier Liebe hervorgegangen ist und an diesen Geist sich wendet. Deßhalb bleiben aber auch fast alle solche Versuche todt; deßhalb setzt sich so selten irgend etwas fest als ein Ansatz zu frischem Leben und Keim zu reicher Saat. Denn die Einen werden von ihrer innern Unruhe und Bosheit zur Zerstörung getrieben, und die Andern wissen diesem Treiben nichts entgegenzusetzen, was wahrhaft in der freien Liebe wurzelt. Deßhalb werden Menschen und Völker wahnsinnig über dem Zauberworte der Freiheit, weil sie Freiheit verlangen, und in Banden leben wollen, in den Banden der Selbstsucht, ohne Gott. Deßhalb müssen sie sich zerfleischen und verirren unter einander, weil sie das Wort des Himmels mit dem Ohr

der Hölle vernommen haben, und nun ihnen der Geruch des Lebens zum Geruch des Todes, der Segen zum Fluche geworden ist. Das alles muß also sein; denn der Kampf hat einmal begonnen; Freiheit ist das Losungswort Gottes an diesem heißen Tage, und es gilt durch Freiheit zum Leben kommen, oder verderben. Der Herr kommt zu herrschen und zu erleuchten. Aber Er kommt nicht mit Pracht und Macht dieser Welt, nicht mit Kunst und Wissenschaft dieser Erde. Er verlangt kein Reich dieser Welt, um sein ewiges Gebot zu gründen auf dieser Erde; denn aller Menschen Macht und Kraft kann nicht eine einzige That seiner Liebe hervorbringen, und gerade diese will Er. Aber Er will die Reiche der Erde fester gründen als je auf den Felsen seines Wortes der ewigen Liebe. Selig die da gewürdigt werden, Steine aus dem Wege zu räumen und die Königsstraße zu bauen, auf welcher der Herr einziehen will! Seliger noch, denen gegeben ist, Brunnen zu graben auf ihrem Wege durch die Wüste des Lebens, und verstopfte Quellen zu eröffnen; aber nur wenn alles dieß Palmen sind, welche gläubige Demuth dem Herrn streut, der in Jerusalem einziehen will, um Selbst das Reich der freien Liebe zu gründen. Die wahre Erkenntniß geht von Ihm aus; denn Er ist ihr Gegenstand. Der Herr kommt zu heiligen und zu gestalten, aber Er kommt nicht mit neuen Werken der Heiligung, noch mit alter Selbstpeinigung, oder mit irgend welchen absonderlichen alten oder neuen Formen und Banden, um das Leben des Geistes darin zu fangen und festzuhalten. Er will weniger als je Werke selbstgewählter Heiligkeit, denn Er eröffnet als Werkstätte seine ganze weite Welt mit ihrem Jammer und ihrem Elende, mit ihrem Hasse und ihrem Wahnsinn, mit ihrer mißverstandenen und irre geleiteten Liebe, und will alle Gläubigen würdig machen und heiligen, Ihm Werkzeuge zu sein in dieser Werkstätte zu göttlichen Werken. Denn alles jenes ungöttliche Wesen soll vertilgt, alle jene jammervollen Folgen der Sünde sollen geheilt werden durch freie Liebe. Zuerst in einem jeglichen seiner Gläubigen selbst; dann durch sie in den Herzen der übrigen Menschen; und dann in immer weiterem Schwunge

durch alle Kreise des menschlichen Lebens, und in allen Fasern und durch alle Adern der Natur. Denn alles soll dienen dem Geiste der freien Liebe, um zur Freiheit der Kinder Gottes zu gelangen, und verklärt zu werden in Ihn, der die Liebe ist. Kein Beruf ist hinfüro so klein oder so groß, der nicht ein göttlicher heißen soll, kein Werk des Berufes so niedrig oder so hoch, das nicht den Herrn der Liebe preisen, keine Kunst des natürlichen Lebens so schwach oder so mächtig, die nicht das Reich dieses Königs fördern soll.

Das einzelne Werk unter allen soll das heiligste heißen, der Beruf der geistlichste, die Kunst die göttlichste, worin sich mehr freie Liebe beweiset. Der Herr will nicht diesen oder jenen zu seinem Diener, seinem Boten, seinem Verkündiger, alle sollen ihm dienen, ihn verkündigen, jeder in dem irdischen Loose, das ihm zugefallen von dem allgemeinen großen Erbtheile des Elendes, und dem noch größeren der Gnade. Er will kein Geloben von diesem und jenem, kein Gelübde für dieses und jenes, er will das Gelübde des ganzen Herzens für den Dienst der freien Liebe, er will, daß was für ihn geschieht als das ewig erneute Opfer der Liebe der Erlösten geschehe, weil kein anderes Werk ihm wahrhaft gefallen kann, und sein Reich kein anderes mehr zuläßt. Er will keine stellvertretende und abgesonderte Darstellung und Verkörperung seines Lebens in diesem oder jenem Kreise der christlichen Gemeinschaft, in dieser oder jener Körperschaft. Er will durch tausend und tausend Lebenskreise hindurch, wie durch lebendige Gliedmaßen, die Einleibung der Menschheit, damit der Vater werde alles in allem. Sein Orden ist die Schaar aller Gläubigen. Seine Ordensregel ist das Gebot freier Liebe. Seine Vorschrift ist die Erleuchtung des heiligen Geistes. Dieses Geistes Gewähr aber wird sein vor den Menschenkindern in dem was der Geist schafft, obwohl unter der schwachen Fleischeshülle, obwohl beschwert von den Banden des Fleisches. Diese Gewähr soll sein die göttliche Kraft, das Alte zu erneuern, das Abgestorbene neu zu beleben, und selbst das trotzige, selbstsüchtige Herz zu überwinden, ja das zum Tempel Gottes zu heiligen, was den Frieden der Schöpfung zerstört hat.

Ein solches Reich der Liebe deutet Er an durch die gewaltigen Zeichen dieser Zeit. Mit diesem Auge der Liebe blickt er mitten durch die schwarzen Wolken und den Nebel dieser Erde auf einen Jeglichen unter uns. Sehet nur, wie auch insbesondere unser Gesichtskreis sich erweitert hat. Es ist nicht mehr der nach Eurer Hülfe schreiende Jammer der Gefangenen; es ist nicht mehr das Schwere und Drückende der Lage unseres Geschlechtes; es ist allein die Liebe zum Herrn, die uns ruft. Wenn wir ihrem sanften Zuge folgen, dann werden wir jenen helfen und uns selbst. Ihr Zug geht über die Erde mit mächtigem Schwunge und mit dem Flügelschlage der Cherubim; wir werden ihren Gang nicht aufhalten, aber wir können das Band zerreißen, das uns mit derselben fort- und aufwärts zieht. Von der Zukunft der Dinge dieser Welt weiß die nichts, die zu Euch redet; aber das weiß sie, davon ist sie überzeugt wie von ihrem Dasein, und wird es jeden Tag mehr, daß die Zeit kommen wird, wo die Lehre des Evangeliums eine noch nie geahndete, noch jetzt menschlicherweise unglaublich scheinende Ausdehnung und Entwicklung auf dieser Erde gewinnen werde, und einzig als die Lehre der freien Liebe, — nein vielmehr als die That der freien Liebe. In diesem Reiche ist auch namentlich uns Frauen ein neuer Wirkungskreis beschieden — ein unermeßlich großer, ein unbeschreiblich herrlicher. Schon als natürliche Wesen sind wir gestellt auf das Gebiet der Liebe, der dienenden, der aufopfernden, der nie ermüdenden. Uns sind Kräfte der Liebe gegeben, an denen alle irdische Stärke erlahmt. Vor uns liegen alle Werke der Barmherzigkeit, für welche der Staat vergebens Sold und Ehre bietet, für welche vergebens seine Gesetze und seine Wächter sich abmühen. Daß dieses Werk geschehe, ist nöthig, damit so vieles nun aufgedeckte Elend gelindert werde. Es ist noch nothwendiger für uns, die wir es zu thun vor Allen berufen sind. Denn die Schule des Glückes ist schwerer als die des Unglücks, und die Bahn der Wohlfahrt schlüpfriger als der Pfad des Unglücks und des Leidens. Aber wir werden nicht mehr durch irgend eine äußere Nothwendigkeit getrieben, die Liebe selbst zieht uns, und wir fühlen nun erst ganz was es heißt: Geben ist seliger denn Empfangen.

Welche unter Euch nicht diesen Zug zum Werke empfindet, die überläßt Elisabeth Fry, ohne zu richten, dem Geiste Gottes. Welche aber mit ihr sich durch die Dankbarkeit gegen den Herrn gezogen fühlt zum Troste der Gefangenen, und dem Rufe lauscht, den sie vernommen hat, mit der möchte sie sich noch zuletzt verständigen über die Möglichkeit und die Art und Weise eines solchen Wirkens der Frauen für die Leidenden in den gegenwärtigen Verhältnissen; und insbesondere für die weiblichen Gefangenen. Es ist ihr, als wenn manche von diesen ihr sagen möchten: „das Bedürfniß sehen wir wohl ein, die Sehnsucht fühlen wir wohl, Hand anzulegen an das Werk der Hülfe: allein die Möglichkeit dazu sehen wir nicht, und die Art und Weise ist uns auch nicht klar aus dem was du uns berichtet hast." So lange aber so gezweifelt und bedacht wird, geschieht nichts, und die kostbare Lebenszeit geht dahin. Auf jene Bedenken nun möchte sie zuvörderst dieses antworten. Was in Gottes Reiche nothwendig erkannt wird, ist auch möglich. Ein solcher Unterschied gilt gar nicht für das Reich des Geistes und der Gnade. Wäre es nicht möglich, so wäre es auch nicht als nothwendig erkannt. Der Geist welcher das Ziel zeigt, ist derselbe welcher den Weg weist. Der das Wesen der Dinge erkennt, dringt auch in alle Wirklichkeit ein; der aller Dinge Ordnung und Gesetz ist, ordnet auch die Dinge und ihre zeitlichen Verhältnisse, und gestaltet zum Reiche Gottes was in ihnen gegeben ist. Also möglich ist unser Werk ganz gewiß, in so fern es nothwendig ist.

Was nun den Weg dazu betrifft, so weiset der Christ zuvörderst auf Vereinigung. Die Einzelnen sollen sich zum Liebesdienste im Reiche Gottes vereinigen, die einen zu diesem, die andern zu jenem, also wo möglich alle, jeder nach seinem eigenen Berufe. Sie sollen sich wo möglich in der Weise, immer in dem Sinne vereinigen, daß diese Vereinigung bestehe und daure, so lange jener Liebesdienst in den Gemeinden erforderlich ist, und so lange nicht in einer andern Form Christus besser daraus hervorleuchtet, bis der Herr selbst erscheint dessen sie warten. Dieß ist die große Ordens- und Zuchtregel des Evangeliums. Solche Vereinigung ist nicht etwas Aeußerliches, obwohl auch äußerlich nichts ohne sie geschehen

kann, sondern sie ist die einzige natürliche Art des Lebens im Reiche Gottes. Der natürliche Mensch findet sich durch seine Selbstsucht im Zustande der Trennung und Absonderung, ja der Feindschaft, und die Natur muß ihn mit starken Banden ziehen zu seinen Mitmenschen. Der Gläubige aber wird sich seines geistigen Lebens, wenn er wahrhaft dazu erwacht ist, nur in der Vereinigung bewußt. Es kann ihm so wenig einfallen sich abzusondern und loszureißen von diesem Verbande, als im natürlichen Leibe dem Fuße oder der Hand, das Gesammtleben des Körpers zu verlassen. Damit ist der erste Schritt gegeben, die allgemeine und nothwendige Möglichkeit gezeigt, auch für unser Werk. Denn als Einzelne können und sollen wir es nicht ausführen. Wohl mögen wir zuerst der Welt scheinen einsam zu stehen, aber Er ist immer mit uns, und alle Seelen der Gläubigen und Heiligen Gottes ziehen mit. Allerdings können wir es auch nicht allein. Und könnten wir es für unsere kurze Lebenszeit in beschränktem Kreise, was würde daraus nach unserem Tode? Nur was die Persönlichkeit überwunden hat, und ein Gesammtgefühl mehrerer Mitwirkenden in Christus geworden ist, kann hoffen ein bleibender Gedanke Gleichgesinnter nach einander, und so eine Stiftung des Volkes, eine Anstalt der Menschheit zu werden. Eben wegen der selbstsüchtigen Vereinzelung unserer Zeit gestaltet sich so wenig dieser Art.

Der zweite Schritt ist die **Ordnung** in der Vereinigung. Wie diese Vereinigung schon gegeben war durch das Ganze wofür sie besteht, durch das Ziel das sie erstreben, durch den Stoff den sie handhaben soll; so ist der allgemeine Wegweiser für die Ordnung auch schon in denselben drei Punkten enthalten. Von diesen nun sind die beiden ersten im Wesentlichen allenthalben dieselben, denn das Ganze ist das Reich Gottes, und das Ziel dessen Förderung. Aber der Stoff, nämlich die Verhältnisse der Wirklichkeit, ist verschieden. Die zu Euch redet hat nicht die Anmaßung, Euch über das was Euer Volk und Land Besonderes hat belehren zu wollen. Nur damit sie Euch nach Kräften überzeuge, wie sehr sie wünscht sich mit Euch über diese hochwichtige Sache recht gründlich und bis zu Ende zu verständigen, und damit sie desto mehr und eher in Stand gesetzt

werde von Euch zu lernen, will sie versuchen in einigen Worten anzudeuten, was aus dem Vergleichen ihrer eigenen Versuche und Erfahrungen mit dem bei Euch Gesehenen und Erfahrenen sich ihr bis jetzt als das Natürlichste und Beste darstellt.

Lasset uns also noch einmal in das Gefängniß treten, und zwar in ein wohlgeordnetes, vom Staate mit allem Erforderlichen ausgestattetes oder auszustattendes. Hier lasset uns die verschiedenen Aemter durchgehen, die erfordert werden, damit alle Bedingungen eines guten Besserungshauses wirklich sich zusammenfinden. Zuerst nun treten uns drei große Thätigkeiten entgegen, die nur Gegenstand staatlicher Wirksamkeit sein zu können scheinen: die Regierung — die Aufrechthaltung der gesammten Zucht und Ordnung — die unmittelbare Beaufsichtigung der Sträflinge. Offenbar ist hier das den Liebesdiensten der Frauen fernste Gebiet. Wie wohlthätig jedoch freie Thätigkeit im Allgemeinen sei, zeigt sich auch auf diesem Felde. Allerdings ist die Wohlfahrt der Anstalt zunächst bedingt durch die Persönlichkeit des Vorstehers und seine amtliche Machtvollkommenheit und Thätigkeit. Dann ist zweitens eine oberste Staatsaufsicht sehr ersprießlich und nothwendig. Aber zwischen beiden hat sich doch sehr allgemein der Vortheil des Ehrenamtes unbesoldeter Aufseher, gleichsam Hausväter, der Anstalt gezeigt, welche, ohne in die Verwaltungsrechte des Vorstehers einzugreifen, als beaufsichtigende Behörde das Gefängniß regelmäßig besuchen, und einen Gefängnißrath bilden. Auch ihr Amt aber bewegt sich auf dem Gebiete der Pflicht, und also des Staates. Allein das Bedürfniß von Diensten, die von dem Standpunkte kirchlicher Wirksamkeit, das heißt, auf dem Gebiete freier Liebe gethan werden, meldet sich schon an bei der unmittelbaren Beaufsichtigung der weiblichen Sträflinge. Hier werden Wärterinnen erfordert, welche die Zucht aufrecht erhalten, und auch besonders als Werkmeisterinnen beschäftigt werden sollen. Ihre Persönlichkeit, ihre ganze Art, die Sträflinge sowohl in der Gemeinschaft als in gänzlicher Einsamkeit zu behandeln, ist für die ganze Gestaltung des Gefängnisses von der größten Wichtigkeit. Sie müssen nothwendig die größte Kenntniß von dem Charakter

jedes Einzelnen haben, da sie dieselben von Morgen bis Abend beobachten, und recht eigentlich unter ihnen leben. Ihr Dienst ist ein sehr harter und abstumpfender; er setzt ferner Kenntniß von Arbeiten voraus und Gewöhnungen, zu welchen in der Regel nur diejenigen Frauen erzogen werden, welche sich in den niedern Kreisen des Lebens bewegen, und ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit suchen müssen. Solche Wärterinnen zu finden, zu bilden, wenn gebildet, frisch zu erhalten und an den schweren Dienst zu fesseln, das ist, wie jedermann weiß, bei allen Gefängnissen die größte Schwierigkeit. Besuchende Frauen solcher Vereine, wie wir sie oben näher betrachtet haben, können hier offenbar nur als Zugabe, ermunternd, rathend, höchstens im Allgemeinen die weiblichen Arbeiten beaufsichtigend eintreten; denn wollten sie auch die harte Arbeit nicht scheuen, so würden ihre Sitten und Gewöhnungen sich wohl kaum den Erfordernissen harter, gesetzlicher Strenge anpassen; gelänge es auch, so verlören sie ihre höhere, für die Gefangenen wie für die Wärterinnen so wichtige Stellung. Endlich aber würden ihnen die Pflichten in dem eigenen Hausstande nie erlauben ein solches Amt auf längere Zeit zu bekleiden, denn es handelt sich hier nicht um ein Besuchen, sondern um ein amtliches Verwalten, welches alle Zeit und Kräfte in Anspruch nimmt. Allerdings aber scheitert oft an diesem Punkte die Wirksamkeit solcher besuchenden Frauenvereine. Denn wo man ihnen erlaubt, dergleichen Personen für jenen Dienst in Vorschlag zu bringen, haben sie fast eben so viel Mühe, die passendsten zu finden und zu behalten wie die Behörden. Offenbar zeigt sich hier die bedenklichste Lücke in dem bisherigen System der Gefängnisse überhaupt. Die besuchenden Frauen sind in ihrem Einflusse auf die Sträflinge eben wie der Vorsteher in seiner amtlichen Wirksamkeit an Werkzeuge gebunden, deren sie selten ganz sicher sein können. So wäre also das Ergebniß unserer Gefängnißschau auf diesem Gebiete der amtlichen Zucht vorerst folgendes: daß allerdings die Führung der unmittelbaren Aufsicht über die weiblichen Sträflinge vermittelst solcher, die es aus freier Liebe übernähmen, das Wünschenswertheste sein möchte; daß aber die Form dafür noch zu finden sein würde. Denn das Amt der freien Liebe, das wir nach

unserer frühern Verständigung ja nun ein Amt in der Kirche Christi nennen können, erheischt, wie wir eben sahen, Vereinigung und Ordnung, also würde hier ein Verein für jenen Zweck und eine prüfende Uebung für denselben gefordert werden. Die bestehenden Frauenvereine könnten, wenn eine solche Vereinigung und Ordnung bestände, vielleicht sehr geeignet sein als besuchende, beaufsichtigende, unterstützende, und dieß würde ihnen die Aussicht auf eine bisher unmöglich gewesene Ausdehnung ihrer Wirksamkeit eröffnen. Wie aber und in welcher Ausdehnung ein solcher Verein christlicher Wärterinnen in den Gefängnissen sich gestalten könne, das werden wir vielleicht entdecken, wenn wir auf das eigentliche Gebiet der helfenden Liebe treten.

Jenen drei Gegenständen der amtlichen Thätigkeit in den Gefängnissen stehen drei andere gegenüber: die Verpflegung — die Krankenwartung — die bessernde Belehrung. Hier waltet offenbar das Element der Liebe vor, und zwar in zunehmendem Verhältnisse. Denn was vom Staate hier als Dienstpflicht verlangt und erlangt werden kann, genügt immer weniger, je weiter wir auf diesem Felde uns bewegen. Am meisten möchte auf diese Weise noch scheinen bei der Verpflegung erzielt werden zu können. Allein, wie bereits oben angedeutet wurde, die allgemeine Erfahrung ist dagegen. Auf der andern Seite läßt sich kein Grund einsehen, weßhalb dieses Amt nicht sollte schwesterlich, also kirchlich in unserm Sinne, betrieben werden. Die amtliche Zwangsthätigkeit reicht hier noch weniger aus, als bei der unmittelbaren Beaufsichtigung der weiblichen Sträflinge und ihrer Arbeit. Der Gegenstand aber ist offenbar für ihr Leben und ihre Gesundheit von der größten Wichtigkeit. Es kommt hierbei vorzüglich auf häusliche Sorgfalt an, und die Dienste sind die einer Haushälterin und Köchin mit ihren Untergebenen. Die in diesem Amte erforderliche Kenntniß, Gewöhnung und Arbeit ist also im Allgemeinen derselben Art, wie bei den Werkmeisterinnen, das Bedürfniß christlicher Gewissenhaftigkeit und Liebe gleich groß, der Kreis der Thätigkeit noch größer. Denn hier kann die Sorge alle Gefangenen umfassen, und nicht blos die immer be=

deutend kleinere Hälfte der weiblichen Sräflinge. Dasselbe gilt, nur in einem noch höheren Grade, von der Krankenwartung. Hier werden schon größere geistige Fähigkeiten erfordert neben dem leiblichen Dienste; hier also wird auch die Hülfe der besuchenden Frauen für die Kranken, wie für die Wärterinnen noch viel nöthiger und bedeutender sein und mehr in das Amtliche eingreifen können, als dort. Aber eben so wenig, als bei der Verpflegung, können besuchende Frauen die regelmäßige Wartung bei Tag und Nacht übernehmen. Es bleibt nur noch die bessernde Belehrung übrig. Hier befinden wir uns in dem allgemeinen geistigen Mittelpunkte der ganzen Anstalt. Denn ein Besserungshaus sollte sie ja sein, das war der Zweck, alles Andere Mittel dafür. Auch hier bedarf es offenbar jener schwesterlichen Thätigkeit, die eine amtliche ist, aber ein Amt der Liebe, also ein kirchliches in unserm Sinne. Die Nothwendigkeit desselben stellt sich klar heraus, sowohl gegenüber dem leitenden Geistlichen oder den leitenden Geistlichen der Anstalt, als den besuchenden Frauen. Wenn nicht die stehende, unmittelbare Behandlung bei der Arbeit, wie bei der Zurechtweisung von Morgen bis Abend eine bessernde, also eine weise christliche ist, so werden weder Geistliche noch Besuchende viel ausrichten. Deßhalb ist auch besonders hier wieder den besuchenden Frauen ihr Wirken bisher ein recht schweres und oft ein unfruchtbares gewesen; deßhalb auch ist gewiß von den Geistlichen der Anstalt oft so wenig geleistet worden. Ein eigenes Amt stehender Belehrung nun würde für Frauen nicht geeignet sein, jenseits des ersten Unterrichts im Lesen und Schreiben. Eine Lösung findet sich also hier nur, wenn wir annehmen, daß jene mit der eigentlichen unmittelbaren Beaufsichtigung beauftragten Werkmeisterinnen solche seien, welche die Arbeit als eine Besserung im christlichen Sinne zu leiten und zu gebrauchen verstehen; daß dieselben, welche das Tagewerk mit den Sträflingen durchgehen, auch die Morgen- und Abendandacht mit ihnen halten und ihnen christlich zusprechen können.

Die Nützlichkeit und Nothwendigkeit und auch die Möglichkeit solcher christlichen Dienstleistungen in den Gefängnissen Seitens dienender christlicher Frauen ist so einleuchtend, daß es sogar Man-

chem beim ersten Anblicke scheinen möchte, als würde durch sie einem Bedürfnisse dauernd und gründlich abgeholfen werden, welches die Vereine der besuchenden Frauen bisher nur vorläufig und theilweise zu bestreiten sich abgemüht hätten. Eine nähere Ueberlegung wird uns vielmehr zeigen, daß sich der Nutzen und die Nothwendigkeit dieser Vereine erst jetzt in seinem ganzen Umfange herausstellt, daß sie der Unterlage jener christlichen Dienstleistungen im Gefangenenhause bedürfen, um das zu werden, wozu sie berufen sind.

Beginnen wir mit dem zuletzt betrachteten Dienste, der bessernden Belehrung. Werden Geistliche und christliche Wärterinnen im Stande sein, dieselbe allein wirksam zu betreiben? Wird nicht beiden christliche Unterstützung frei Besuchender erwünscht, und wird sie den Letztern insbesondere nicht unentbehrlich sein? und zwar sowohl um sie selbst vor Ermüdung und Kleinmuth oder Abstumpfung zu bewahren, als auch um den Gefangenen thatsächlich zu zeigen, daß die Gläubigen, die außer Mauern und Amt stehen, wirklich an die Rettung einer gefallenen unsterblichen Seele glauben, und sich die Mühe nicht verdrießen lassen, um des Herrn willen als Mittröster daran zu arbeiten? Schon jetzt ist es die einstimmige Aussage aller wahrhaft eifrigen Geistlichen und aller christlich gesinnten Wärterinnen, daß die Gefangenen, wie sie selbst, eben so wunderbar belebt werden durch freundlichen Zuspruch dieser Art von Außen, wie gestört und zerstreut durch andere Besuche.

Aber auch bei der Krankenwartung ist es gerade eben so. Das Feld ist hier zwar enger, aber die Noth ist auch größer, der Trost wichtiger und wirksamer. Wie oft wird auf dem einsamen Krankenlager, bei Gefangenen und Freien, das Wort der göttlichen Liebe vernommen, für welches bisher, wenn nicht das Ohr taub, doch das Herz stumm und todt blieb! Das Gefühl der Hülflosigkeit und Liebebedürftigkeit tritt näher heran für Leib und Seele; das Herz fühlt die wohlwollende Hand der Liebe, und wird dankbar für die gebotene Tröstung. Aber daneben ist der Dienst der Krankenwartung in seiner Art nicht weniger abstumpfend und ermüdend wie der beim Beaufsichtigen der Arbeitenden.

Anders ist es zwar bei der Verpflegung. Wir finden uns da auf dem Gebiete der christlichen Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt im rein Aeußerlichen. Hier kann man sich allerdings eine der dienenden Schwestern selbst als obere Aufseherinn denken, oder mehrere derselben; aber gewiß werden diese das Auge frei besuchender Frauen in der Haushaltung nur noch lieber walten sehen als gewöhnliche Köchinnen. Nur dadurch auch könnte eine fremdartige Einmischung und lästige Ueberwachung gänzlich wegfallen.

So haben wir also bei der Musterung des ganzen Gebietes durchgängig zwei Arten und Formen der christlichen Thätigkeit gefunden, deren jede ihr eigenes Gebiet hat auf dem weiten Felde der dienenden Liebe, die sich aber gegenseitig bedingen und ergänzen. Erst wenn eine Vereinigung geeigneter und geprüfter dienender Schwestern aus christlicher Liebe den Dienst der Werkmeisterinnen, der Haushälterinnen, der Krankenwärterinnen, der Schulhalterinnen und überhaupt der pflegend und lehrend Bessernden übernähmen, würde der Grundgedanke jener Besucherinnen seine vollständige Entwicklung erhalten können. Bisher standen jene Vereine der Verwaltung als einem fremdartigen Wesen gegenüber, und gerade die mit dem unmittelbaren Dienste bei den Gefangenen Beauftragten und den größten Einfluß auf sie Ausübenden waren dem Geiste ihres Wirkens am fernsten. Jetzt werden diese die Leiter jener Liebe, die Handhaben jener hülfreichen und tröstenden Thätigkeit. Jetzt erst eröffnet sich dem tröstenden Besuche der Vereine wohlvorbereitet die Arbeits- und Krankenstube und die einsame Zelle. Jetzt erst dürfen die Vereinsfrauen hoffen, der Verwaltung nicht als störend eingreifende und die Ordnung hemmende Wesen zu erscheinen, sondern vielmehr als ergänzende, nothwendige Theile der Anstalt, nach ihrem Zwecke eines Besserungshauses, angesehen zu werden. Jetzt erst wurzelt der Grundgedanke der Stifter dieser Anstalten in der täglichen regelmäßigen Verwaltung selbst.

Die Frage ist also: w e r d e n s i c h s o l c h e V e r e i n e f i n d e n, u n d w i e? Dem Unglauben sind sie, ehe sie bestehen, unmöglich, und wenn er sie bestehen sieht, unbegreiflich. Bei ihm und seinen Einwendungen wollen wir uns also nicht aufhalten. Aber

auf dem Gebiete des Glaubens selbst finden wir allerdings verschieden lautenden Bescheid auf jene Frage. Die einen weisen uns auf den Verein der barmherzigen Schwestern, nicht als auf ein höchst ehrwürdiges Vorbild, auf einem anderen Standpunkte, sondern als das nachzubildende Muster selbst. Sie meinen, Werke der Liebe, als ein Amt, seien nur zu erlangen durch Gelübde, die, mindestens vor Gott und der Kirche, für das Leben bänden. Aeußerlich nun klingt dieser Bescheid gar ähnlich dem, was uns von dem Unglauben entgegen schallt. Der meint auch, die Unmöglichkeit zurückzutreten sei die erste Bedingung solcher Gesellschaften, am besten eine auch äußerliche, durch das bürgerliche Gesetz aufrecht gehaltene, wenigstens aber eine durch Gewissen und Sitte bedingte Unmöglichkeit; ohne eine solche würden und könnten menschliche Geschöpfe in solchen Diensten nicht verharren und wirken. So nun können es doch die nicht meinen, welche an Christum und die innere Kraft des Christenthums glauben. Etwas Unglaube scheint uns aber doch immer hinter jener Ansicht zu lauern, auch wenn sie etwa so gewandt wird: „die Gelübde schützten vor schwachen Augenblicken und Versuchungen und daher seien sie weislich verordnet.“ Dies ist eine Bemerkung der Klugheit, die auf jedem Gebiete gilt, nur nicht auf dem rein sittlichen und religiösen; so wie wir jene unwiderrufliche Verpflichtung bei jedem Glauben für nothwendig halten, außer bei dem wahren, dem an Christus nämlich, welcher eben die Religion des Geistes und der Sittlichkeit ist. Wer sich nun mit uns auf diesen Standpunkt stellt, scheint schwerlich sich aus folgendem Zwiefall herauszuhelfen zu können. Schon auf dem Gebiete der Sittlichkeit hat ja eine Handlung durchaus keinen Werth anders als durch die Gesinnung, aus welcher sie hervorgegangen. Die hier verlangte und ausgesprochene Gesinnung aber ist uns keine geringere, als die der freien Hingebung des eigenen Willens an Gott, aus dankbarer Liebe gegen ihn. Entweder fließt nun jene Dienstleistung wirklich aus dieser dankbaren Liebe, welche sie eingegeben, wie ein Strom aus seiner Quelle fließt. Ist dieses der Fall, so fügt ein Gelübde für die Handlung als ein besonderes Werk, offenbar der

Verpflichtung nichts hinzu, wohl aber scheint es uns das Bewußtsein verdunkeln zu müssen, daß alles einzig und allein auf die Gesinnung ankomme. Oder aber jene besondere Handlung fließt nicht mehr aus der Gesinnung, sondern wird nur wegen der Unmöglichkeit geübt, der übernommenen Verpflichtung zu entgehen. Was daran hindert, sie als Lebensberuf anzusehen, mag nun eine Erkaltung des Glaubens sein oder ein Ruf des Geistes, die Handlung selbst hört nothwendig mit dem Augenblicke auf, eine Gottgefällige zu sein. In diesem Falle kann offenbar das Gelübde die Gesinnung nicht geben; es scheint aber eine große geistliche Gefahr, sei es des Aberglaubens oder des Unglaubens mit sich zu führen. Ueber dieses Bedenken nun vermag uns endlich auch nicht die Spitzfindigkeit derjenigen zu beruhigen, welche die Gelübde dadurch für nothwendig erklären wollen, daß Gott gerade das Opfer unsers Willens verlange. Denn wir wissen ja, daß dem Herrn nur das freie Opfer der dankbaren Liebe gefällig ist, und daß wir hierzu alle von Christus und seinen Aposteln eben so sehr aufgefordert werden, als jeder Einzelne von dem Geiste der Kindschaft, den er in unsere Herzen giebt. Auch hier also tritt uns wieder jener Zwiefall entgegen, und wir müssen Bedenken tragen, in den Vorschlag auf irgend eine Weise einzugehen. Wir können wahrlich diejenigen ehren und lieben, die in jener Form Werke der Liebe üben, und lebendigen Glauben erweisen in den Werken der Barmherzigkeit, allein wir selbst können nicht in diese Form eintreten. Darin stimmt uns nun auch das ganz allgemeine Bewußtsein und Gefühl der gläubigen evangelischen Christenheit bei, welche sich immer gegen jede Art solcher Gelübde gesträubt hat, wenn sie sich auch nicht immer die Gründe dafür klar machen konnte.

Warum aber, werden einige vielleicht sagen, ist denn in der evangelischen Christenheit nie etwas anderes, zu demselben Zwecke Führendes zu Stande gekommen, da sie das Bedürfniß doch anerkannt? Wir glauben, ganz einfach, wesentlich und hauptsächlich deswegen, weil eben nicht alles auf den wahren und einzigen Mittelpunkt der Gemeinschaft mit Christus zurückgeführt ist, den wir so oft berührt haben; die freie Liebe Gottes, und die daraus her-

vorgehende freie, dankbare Liebe dessen, der an jene glaubt. Wie wir dieses meinen, haben wir oben anzudeuten versucht. Aus diesem Mittelpunkte gestaltet sich uns die gewünschte Thätigkeit und Vereinigung, und die Ordnung dafür von selbst. Wir wollen von ihm aus nun die Verhältnisse überschauen und zu durchdringen suchen, welche in der gegenwärtigen Zeit im Allgemeinen vorzuliegen scheinen.

Bei jeder Ordnung kommt zuerst die innere Gestaltung in Betracht, wodurch sich eine Gemeinschaft ihr gemeinsames Leben ordnet, und dann die äußere, wodurch sie sich gegen die Außenwelt abschließt. Die innere Ordnung solcher Vereine dienender Schwestern würde, nach dem bisher Gesagten, auf drei Hauptpunkte zurückkommen. Der erste ist die Regierung. Sie kann natürlich nur in dem Vereine selbst liegen. Dieß schließt jedoch nur solche aus, die keine Hand ans Werk legen oder gelegt haben, nicht aber erfahrene christliche Frauen eines Besuchs-Vereines, oder andere; eben so wenig die Aufsicht geistlicher Hausväter, denen ähnlich, welche wir auf dem Gebiete bürgerlicher Ordnung so wünschenswerth gefunden haben. Natürlich muß es ganz von den gerade verinigten Persönlichkeiten und Kräften abhangen, ob jene oberste Leitung durch eine oder mehrere christliche Frauen, wenigstens vorläufig, eintreten solle, oder eine Leitung durch wechselnde Vorsteherinnen aus den dazu Befähigten unter den dienenden Schwestern selbst gebildet werden. Nur darauf kommt es wesentlich an, daß eine Regierung da sei, und zwar eine christliche, welcher sich alle um des Herrn willen unterwerfen, so lange sie in der Anstalt bleiben. Je selbständiger, bei dieser festgehaltenen Ansicht, die Gemeinschaft sich regieren kann, und je mehr Gelegenheit sie hat, die Gnadengabe der Regierung mit den andern Gaben zu entwickeln und zu gebrauchen, desto vollkommener wird das gemeinsame Leben sein. Der Aufnahme in dieselbe wird eine Prüfung vorhergehen müssen, und das ist der zweite Punkt der innern Ordnung. Eine solche Prüfung ist nöthig, damit die Aufzunehemende sowohl als die Obern eine Einsicht gewinnen in die Geeignetheit jener, sich einem solchen schweren Berufe zu unterziehen. Was nun drittens die Aufnahme betrifft, so wird

diese bedingt sein müssen durch eine Verpflichtung zum Dienste, nach der Hausordnung der Anstalt, auf eine beschränkte Zeit. Sie wird, als Aufnahme in eine Gemeinschaft von Jüngerinnen Christi, welche die Liebe zu Ihm zusammenführt und zusammenhält, eine feierliche, mit Gebet und Flehen um Segen verbundene sein. Was die Zeit der Verpflichtung betrifft, so sollte sie, zu Gunsten der Aufgenommenen, nach etwa drei Jahren eine lebenslängliche werden; davon wird nachher die Rede sein; Seitens der Aufgenommenen niemals. Ja sie sollte von dieser nie auf länger als drei Jahre, so wie nie auf kürzere Frist als eine jährige angenommen werden, mit halbjähriger Aufkündigung. Und das nicht etwa als erniedrigende, zweifelnde, mißtrauische Klugheitsregel; nein, gerade umgekehrt, damit der wahre Lebensgrund aller göttlichen Gemeinschaft, die freie Liebe, und der Glaube an ihre göttliche Kraft sich desto mehr als der einige Grund einer solchen Gemeinschaft offenbare. Eine Verpflichtung auf eine so beschränkte Zeit geht im gewöhnlichen Leben fast jeder ein, welcher einen amtlichen Dienst in Treue und Ehre übernimmt, und da an das Aufgeben jenes Werkes so wenig eine Makel geknüpft wird, als an das Beharren darin ein Verdienst; so kann eine solche Verpflichtung jene freie Natur des gelobten Liebesdienstes nicht verändern. Der Herr giebt gewiß jedem seiner Kinder Kraft, eine solche Verpflichtung zu erfüllen. Sollten nähere und höhere Pflichten, wie die Sorge für Eltern, Geschwister und ähnliche, eintreten, und ein Ausscheiden vor der Zeit dringend wünschenswerth oder nothwendig machen, so wird gewiß von christlichen Obern darauf billige Rücksicht genommen werden. Es ist sogar höchst wünschenswerth, daß die Sitte sich dahin bilde, daß recht Viele nur auf eine gewisse Zeit eintreten, um nachher als Besuchende thätig zu sein, und überhaupt um in der großen menschlichen Gemeinschaft und in dem gewöhnlichen Berufe des häuslichen Lebens ein Zeugniß abzulegen für die heilsame Wirkung thätiger und schwerer Liebesübung in schwesterlicher Gemeinschaft. Eine solche Schule christlicher Zucht, einförmiger, geordneter Thätigkeit möchte sich leicht einer jeden heilsam erweisen, besonders in unserer Zeit, und am meisten in den höhern Ständen und in

der Jugend. Ja für manche wäre sie gewiß geradezu nothwendig, namentlich auch für solche, die mit dem Glauben eine gewisse Gefühligkeit verbinden, und so viel und eifrig über den Glauben reden, daß sie weder Zeit noch Kraft übrig behalten, denselben thätig zu beweisen, und dadurch zu üben, zu stärken und zu läutern. Für diese nun ist eine solche Thätigkeit und ein solches gemeinsames Leben eine gar treffliche Schule. Eben so möchte es wohl sich verhalten mit einer verwandten Schwäche unserer Zeit, der Selbstbespiegelung, welche von der gewissenhaften, ernsten Selbstprüfung himmelweit verschieden ist. Diese schaut immer auf Jesus den Anfänger und Vollender des Glaubens; im Aufblicke zu ihm findet sie den ewigen, göttlich menschlichen Maßstab für alles Thun, in Ihm allein die Kraft, Muth zu fassen zu neuem Kampfe, und die Liebe Gottes zu empfinden in der tiefsten inneren Demüthigung. Die Selbstbespiegelung dagegen hat zum Mittelpunkte die eigenen, wechselnden Gefühle, in denen sich auch bei geprüften Christen die Regungen des göttlichen Geistes mischen mit der sündhaften Eigenheit; aus ihr kommt daher bald Vermessenheit, bald Verzweiflung, immer Erschlaffung, oft Unthätigkeit, nie rechte, lebendige Glaubensthatkraft. Gegen dergleichen Täuschungen und Versuchungen schützt eine solche Schule christlicher Thätigkeit gewiß ganz besonders; ohne zu reden von der Schule der Demuth, des Gehorsams, der Pflichttreue, der Selbsterkenntniß, welche nothwendig für Alle damit verbunden ist. Aus diesem Grunde kann daher eine Absonderung von der Welt, auch während der Dienstzeit durchaus nicht im Gedanken einer solchen Gemeinschaft liegen. Umgekehrt, es ist nicht bloß für die Erholung und Erfrischung der Schwestern nothwendig, sondern auch für ihre und Anderer Glaubensstärkung höchst wünschenswerth, daß die Zahl der dienenden Schwestern groß genug sei, um jeder Einzelnen Ruhestunden und freie Tage zu geben. In solchen ist zu wünschen, daß sie nicht nur sich durch erbauliche Betrachtung stärken, sondern auch ihre Angehörigen und Befreundeten bei sich und außer dem Hause sehen können. Es ist unnöthig, daß Elisabeth Fry hinzufüge, wie solches nur mit zarter Rücksicht auf die Sitte geschehen

wird und die christliche Würde, welche jedem Mitgliede der Schwesterschaft ganz besonders ziemt. Soll sie noch einen ganz äußerlichen Punkt der Hausordnung berühren, die Kleidung, so würde sie meinen, der Anzug solle zwar einförmig sein und möglichst einfach, übrigens von der passendsten Landestracht, welche sich darbietet, möglichst wenig oder gar nicht verschieden. Allerdings wird dieser Anzug, also der Sitte huldigend, von ihrem Zerrbilde und Gaukelscheine, der Mode, sich unabhängig erhalten, und so, leider! nur zu bald sich von der herrschenden Tracht unterscheiden; ein Uebel, welchem durch leise Abänderungen von Zeit zu Zeit abgeholfen werden könnte, wenn die Menschen nicht so gar thöricht wären.

In der äußern Ordnung nun treten wir dem Staate gegenüber, und da kommt uns ein Einwurf entgegen, welcher von vielen Klugen und Guten für eben so bedeutend erachtet wird auf diesem Gebiete, wie der Punkt des Gelübdes von vielen Weisen und Frommen auf dem kirchlichen Gebiete. Viele erfahrne Geschäftsmänner nämlich wollen wissen, daß ein Dienst im Gefängnisse, von solchen geleistet, die sich nicht ganz und gar unter der Zucht des Vorstehers befinden, wie gut gemeint, wie nützlich an sich, wie edel und aufopfernd er sein möge, doch nur die erste Bedingung alles Gedeihens der Anstalt, die Ordnung und Zucht, störe. Die Erfahrung scheint nun eigentlich nicht gerade auf ihrer Seite. Die englischen Behörden wenigstens, welche die Vereine der besuchenden Frauen zugelassen, in einem Lande, worin die Ordnung so hoch steht, haben einstimmig ihrem Gehorsam wie ihrem Einflusse ein gutes Zeugniß gegeben, und die barmherzigen Schwesterschaften, welche in den Gefängnissen dienen, haben ein ähnliches Zeugniß sich allenthalben verdient, besonders wo sie nur Sträflinge ihres eigenen Bekenntnisses zu pflegen hatten.

Aber vielleicht sind dieses besondere, zum Theil zufällige, ja am Ende gar scheinbare Ausnahmen. Wir hoffen uns aber mit jenen wohlmeinenden Männern der Ordnung auch durch Gründe verständigen zu können, und durch diese Vermittlung uns gütlich mit ihnen abzufinden. Jene Behauptung hat ihren Grund wohl eben so sehr in Unklarheit und Halbheit, als in Mangel an Liebe. Ver-

hältnisse dieser Art müssen klar aufgefaßt, und entschieden, obwohl in Liebe, behandelt werden. Wir unsererseits werden also damit anfangen, jenen Männern ohne Rückhalt und Bedingung zu versichern, daß wir alle eine volle Unterwerfung unter die Zucht des Hauses für den Dienst der Schwestern in demselben nicht nur als die erste Bedingung einer gedeihlichen Thätigkeit ansehen, sondern auch als die nothwendige Probe des Geistes christlicher Demuth und christlichen Gehorsams. Die christlichen Wärterinnen und Pflegerinnen müssen um des Herrn willen sich noch viel mehr den Gesetzen unterwerfen, als die es um der weltlichen Obrigkeit willen thun; und gewiß werden sie noch mehr Eifer zeigen in Vollbringung ihrer Pflichten, als die, welche darin nur einen gewöhnlichen Lebensberuf erkennen.

Dagegen wird ein christlicher Gefängnißvorstand es billig und recht finden, daß die Schwestern außer dem Gefängniß ganz unabhängig von ihm seien. Denn damit steht und fällt die ganze Möglichkeit ihres Wirkens. Eben so wenig werden die Regierungsbehörden von den Obern der dienenden Schwestern große Berichte und Schreibereien fordern. Ueberhaupt aber, was die äußere Stellung der dienenden Schwestern betrifft, wird vom Staate gewiß nie vergessen werden, daß ein Amt der christlichen Liebe als solches Achtung verdiene. Die des Amtes pflegen, dürfen so wenig mit lästiger äußerer Ueberwachung gequält, als wie Mägde und Lohndienerinnen betrachtet werden. Die freie christliche Liebe adelt jeglichen Dienst, wie im häuslichen Leben, so in dem Leben der Gemeinde des Herrn. Es genügt, daß man dieses anerkenne, das Uebrige wird sich alsdann leicht finden, denn es ist unmöglich, ein Amt zu ehren, ohne denjenigen Achtung zu bezeigen, die seiner warten. Auch ist in dem Wesen wirklicher Christen eine einfache Würde, die nie verfehlt sich Achtung zu gewinnen. Wenn also auch im Anfange solchen dienenden Christinnen die Mittel ihres Unterhaltes wie ein Lohn monatlich verabreicht werden müßten; so wird ein solcher Zustand gewiß bald sich in eine gemeinsame Ausstattung zum Unterhalte der Schwesterschaft umwandeln. Nimmt der Staat sich der Anstalt an, so wird er gewiß, hinsichtlich der Unterhaltung einer sol-

chen Schwesterschaft eher etwas an dem ersparen, was ihm früher die einzelnen Wärterinnen und Pflegerinnen und die ganze Haushaltung gekostet haben als umgekehrt. Wohl muß er ein Schwesternhaus bauen, dafür kann er aber auch den Gefängnißbau vereinfachen. Hier mußte er bisher auf Räume für die weiblichen Glieder der Haushaltung und für die Wärterinnen eine Rücksicht nehmen, welche für Baulichkeit und Verwaltung nicht ohne Unbequemlichkeit war. Für eine Schwesterschaft ist ein eigenes Haus erforderlich, welches außer den Gefängnißmauern, jedoch in möglichster Nähe gelegen, von Lärm und Störung anderer Wohnungen möglichst abgesondert sei. Wo es die Oertlichkeit erlaubt, wäre also vielleicht das passendste, einen mit Gartenmauern umhegten Platz anzuschließen, worin sich die Kapelle und der Kirchhof, die Wohnung des Geistlichen und das Schwesternhaus befänden. Die Kapelle würde am natürlichsten die Vermittlung zwischen Gefängniß und Schwesternhaus bilden; denn ein gemeinschaftlicher Gottesdienst kann in einer solchen gehalten werden, nach der schönen englischen Verbesserung der pennsylvanischen Anstalten, ohne irgend eine Verletzung des Grundsatzes der unbedingten Sonderung der Gefangenen, wo diese eingeführt ist. Die Ausschließung von einem solchen gemeinsamen sontäglichen Gottesdienste giebt ein höchst zweckmäßiges und sehr wirksames Mittel der Strafe ab.

Diejenige, welche in der Anstalt eine zu bestimmende Zeit von Jahren untadelig gedient, muß Anspruch haben, wenn Krankheit oder andere unverschuldete Unfälle sie zum Dienste unfähig machen, in dem Hause ihrer Thätigkeit den Zufluchtsort ihrer Ruhe und ihres Alters zu finden. Gewiß ist auch eine solche Belohnung, schon in rein staatlicher Hinsicht, weder ein unverhältnißmäßiges noch ein unerschwingliches Opfer für die empfangenen Dienste. Außerdem bleiben doch manchen für die Dienste im Gefängnisse zu schwach Gewordenen, im Hause Dienste der Liebe genug übrig. Es sind außerdem, hinsichtlich der Kosten, wenn man, wie wir, eine solche Einrichtung als die möglichst allgemeine für das ganze Land ansieht, noch zwei Punkte zu berücksichtigen. Zuvörderst werden die nach reiflicher Prüfung eintretenden Schwestern, welche Vermögen

besitzen — und gewiß wird es an solchen nicht fehlen — eine Aussteuer einlegen. Diese wird ihnen zurückgegeben, wenn sie austreten, mit Abzug der Kosten, welche sie verursacht haben. Bleiben und sterben sie in der Anstalt, so verbleibt die Aussteuer natürlich dieser, das heißt dem Dienste der Armen. Zweitens ist auch gewiß zu erwarten, daß wenn nur einmal solche Vereine ins Leben treten, recht viele von denen, welche nicht selbst Hand ans Werk legen können, und dabei mit irdischem Gute gesegnet sind, durch milde Stiftungen und großmüthige Beisteuern ein solches Werk der Liebe unterstützen und fördern wollen. Sieht es doch wahrlich in der ganzen Welt so aus, als warteten gar viele unserer reichen Brüder nur auf eine solche Gelegenheit; so unvernünftig und unwürdig ist der Gebrauch, den sie von ihren Schätzen machen. Dem Staate allerdings schenkt nicht leicht jemand etwas, nicht immer auch einer von Persönlichkeit abhängigen und nicht zu einer Volksanstalt werdenden oder gewordenen Stiftung.

Die Besuchsvereine haben bis jetzt allenthalben ohne Unterstützung bestanden, und müssen ihrer Natur nach so fortbestehen. Sie werden es um so eher thun, wenn ihre Wirksamkeit durch die vorgeschlagene Verbindung eine weitere Ausdehnung und größere Kraft gewinnt.

So scheint also was wir vom Standpunkte unsers Glaubens als nothwendig für uns und unsere Zustände fordern mußten, bei näherer Betrachtung der Wirklichkeit sich seinen Platz in der Gegenwart, unter uns, innerlich und äußerlich gar wohl finden zu können. Welch ein reiches Feld christlicher Thätigkeit thut sich vor uns auf! Denn auch in den Männergefängnissen erheischt, wie wir sahen, das Amt der Verpflegung, und noch mehr das der Krankenwartung, die Dienste weiblicher Liebe. Zwar können die Werkmeister selbst nicht vom reinen Gebiete der Zucht auf das der Liebe herübergezogen werden, sie müssen bei den Männern das Amt des Gesetzes verwalten; dagegen wird hier ein christlicher Schullehrer dem Geistlichen mit Nutzen beistehen, und bei Euch können unterrichtete Werkmeister und Schullehrer leichter als irgendwo beschafft werden. Für den bessernden Besuch end=

lich werden sich gewiß auch bei Euch willige Männer finden, wie sie sich auch in England und in den vereinigten Staaten unter den angesehensten Bürgern und Staatsmännern reichlich gefunden.

Wenn Ihr nun ferner bedenkt, wie mit dem Dienste an den Gefängnissen alles Wesentliche gegeben ist, was in den Rettungshäusern verbrecherischer oder verwahrloster Kinder, in den Häusern der Schutzvereine für Entlassene, in den Armen- und Krankenhäusern, und bei den Kinderwartschulen gefordert wird — nur daß in allen diesen das christliche Hauswesen mehr hervortritt — so werdet Ihr gewiß nun noch mehr als zuvor dem im Anfange Gesagten beipflichten, und aus voller Ueberzeugung mit mir sagen, daß es in unserer Zeit nicht an einem herrlichen und unendlich weit ausgedehnten Berufe für die Thätigkeit christlicher Frauen und Jungfrauen auch jenseits des häuslichen Kreises fehle. Und zwar werden allenthalben jene beiden Gattungen der helfenden Liebe als einander ergänzend und bedingend sich Euch vor Augen stellen, die des amtlichen Dienstes im Hause, und die des besuchenden aus der eigenen Häuslichkeit her. Ordnung, Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit, aufopfernde Thätigkeit sind bei beiden gleich nöthig; aber viele können sie beweisen in der einen Form, welchen die andere versagt ist oder nicht zusagt.

Einen ganz besondern Trost gewährt es aber der, die zu Euch redet, daß für die Thätigkeit in dem Hause des Elends selbst, sich gerade bei Euch und in unsern Tagen das was hier zuerst als möglich hat gezeigt werden sollen, in einer ganz verwandten Anstalt *wirklich* dargestellt und segensreich bewährt hat: nämlich in dem Stifte der *Diakonissen* in *Kaiserswerth*, der ersten dieser Art in der Christenheit. Da wird nicht allein ein Krankenhaus von solchen dienenden Schwestern verpflegt, wie wir es oben für das Gefängniß fordern mußten, um die Verwaltung und die Frauenvereine zu dem großen Zwecke recht lebendig und innig und dauernd zu verbinden; sondern es werden dort auch christliche Wärterinnen gebildet für die Kinderwartschulen, Aufseherinnen für die Schutzhäuser der Entlassenen.

Schon jetzt im vierten Jahre ihres Bestehens dehnt diese gesegnete Anstalt durch die Lehrerinnen, die sie entsendet, ihren Wirkungskreis auf Tausende aus, und gewährt alle Bürgschaft einer mehr und mehr gedeihlichen Entwicklung und Ausbreitung. Auch das ist dabei erfreulich, daß sie entstanden ist und getragen wird durch freie christliche Liebe. *)

So also hat der Herr sich schon sichtbar bekannt sowohl zu der einen wie zu der andern Art gemeinsamer weiblicher Thätigkeit im weiten Reiche des Elendes und der Hülfsbedürftigkeit. Wohl sind die Anfänge auf beiden Wegen klein; aber wollet deßwegen das große Werk selbst nicht verachten, dessen Anfänge sie sind, sondern um ihrer Schwachheit willen es nur desto mehr lieben und pflegen. Das Reich Gottes beginnt übrigens gewöhnlich in neuen Gestaltungen nur dann recht gedeihlich, wenn es unansehnlich beginnt, gewiß am glücklichsten unbemerkt oder verachtet. Der lärmende Preis der Welt ist der zarten Himmelspflanze eben so feindlich, als der Sturm der Verfolgung. So wie sie erstarkt, muß sie schon suchen beides zu ertragen, wie die eingewurzelte Eiche Sonnengluth und Windesbrausen; ja sie werden dadurch beide nur stärker und wurzeln tiefer, und schütteln das faule Laub und die trockenen Aeste nur desto leichter ab.

---

*) In London ward der erste derartige Verein, unverkennbar nach Fliedner's Vorbilde, im Juli 1840, unter dem Namen: Protestantische barmherzige Schwestern, gebildet. Die Vorsteherinnen wählen gewissenhafte und fromme Frauenzimmer dazu aus, unterhalten sie während eines gewissen Zeitraums in einem der öffentlichen Hospitäler, und nehmen sie, wenn sie sich bewährt haben, als Schwestern auf. Sie erhalten dann eine eigne Kleidung, gewisse Regeln, und einen jährlichen Gehalt, auch für die Zeit, da sie etwa nicht in Funktion sind, freie Wohnung; während solcher Intervalle beschäftigen sie sich mit unentgeltlicher Krankenpflege in der Umgegend. Die Vergütung für ihre Dienste bleibt im Uebrigen dem Ermessen derer überlassen, die sich ihrer Kranpflege bedienen, ohne daß jedoch die Schwestern direct etwas davon erhalten oder auch nur erfahren. Es wird Alles vom Vorstande erhoben.

Das Werk ist groß und schwer, und bedarf vieler Erfahrung; aber niemand gewinnt diese, als wer selbst Hand an's Werk legt. Das von uns überschaute Feld ist unendlich viel weiter, als der kleine Theil, den Elisabeth Fry im Vertrauen auf des Herrn Beistand vor einem Vierteljahrhunderte zu bauen unternahm, allein der Herr hat auch in diesem Vierteljahrhunderte den Weg vielfach gebahnt. Derselbe Herr wird auch allen, die mit Ihm denselben Weg betreten, Klugheit geben die nicht irrt, Weisheit die schafft und erhält, Erfahrung die andere zu lehren befähigt. Welche Erfahrungen Elisabeth Fry in jenem Unternehmen sich über das Aeußerliche gesammelt, hat sie Euch gleich zu Anfang kurz vorgelegt; die innere Erfahrung läßt sich eigentlich nur im Werke selbst und bei vorliegenden Fällen recht zum Bewußtsein und zur Mittheilung bringen. Ein Zeugniß für die Wahrheit ist aber jedermann zu geben schuldig, und wenn Ihr das Wenige, was sie darüber in allgegemeine Worte zu fassen wußte, von ihr hören möget, so will sie es in aller Demuth Euch gern mittheilen.

Sie hat erfahren, daß das Werk der Besserung schwer ist. Sie muß damit beginnen, Euch zu sagen, das Ihr es nicht mit übertriebenen Erwartungen unternehmen dürft. Umgekehrt; beginnt es ohne Hoffnung; führt es fort wider Hoffnung. Glaubt ihr einen wirklichen Fortschritt zu gewahren, so danket dem Herrn dafür, aber rechnet gar nicht darauf, daß es Euch gelingen werde, eine wahre, dauernde, für das künftige, freie Leben sich bewährende Besserung zu erzielen. Die heilige Schrift würde nicht so oft und nicht so stark reden von der Verdorbenheit des menschlichen Herzens, wenn es so leicht wäre, eine in Leichtsinn, böse Gewohnheiten, Schamlosigkeit, Zügellosigkeit, Laster und Verbrechen verfallene, vielleicht darin ergraute verhärtete sündige Seele also zu bessern, daß sie dauernd die Gewalt wieder erhielte über die thierische und teuflische Natur, und das Gute liebte indem sie es thut, und es thäte weil sie es liebt. Aber bedenket, welch ein großes Ding es ist, auch nur den Fortschritt des Verbrechens und Lasters innerlich gehemmt, der armen Seele eine Erholung verschafft zu haben von dem Drucke der Sünde, unter welchem sie

erlegen ist. Bedenket, welch ein göttliches Werk es sei, auch nur Eine unsterbliche, für ewige Seligkeit oder Unseligkeit geschaffene Seele zu retten. O ja, das Werk ist noch viel seliger als es schwer ist. Die zu Euch redet, ist in Palästen gewesen und in Kerkern, und sie dankt dem Herrn, daß sie in beiden Glauben und Liebe zu Ihm gefunden, und daß sie auch in fremden Zungen Ihn in beiden hat loben und preisen hören, als den einzigen Heiland und Retter aller Menschen. Aber soll sie die Wahrheit sagen, wie sie doch muß, so kann sie nur bekennen, daß die schönern Augenblicke und Stunden ihr in den Gefängnissen geworden sind, und daß sie noch jetzt lieber zu den Gefangenen geht, als zu den mächtigen Herren dieser Erde. Wollt Ihr wissen, in welchen Worten eine ihrer Freundinnen, eine demüthige hochbegnadigte Seele, welche mit ihr das Werk der Liebe in den Gefängnissen viele Jahre getrieben und nun ihr Tagewerk vollendet hat, die christliche Erfahrung ihres Lebens zusammenfaßte? Sie bekannte, im Gefängnisse und bei den Gefangenen sei sie gewürdigt worden, bisweilen die Nähe des Herrn zu empfinden. Das kommt wohl daher, daß kein Gelingen, auch nur ein bedingtes und beschränktes, auf diesem Felde christlicher Thätigkeit anders möglich ist, als durch die Liebe, welche der Herr allein ins Herz gießt, und durch welche allein Er unmittelbar sich der Seele offenbart, sich selbst ins Herz giebt. Denn Er war schon im alten Bunde nicht in dem Brausen des Sturmes und nicht im verzehrenden Feuer, sondern im leisen Säuseln des Windes.

Dieses Säuseln ist die innerste Lindigkeit seines Wesens, es ist das Wesen der ewigen Liebe. Im Werke der freien Liebe sind wir recht in der Nähe der Gottheit. Nicht ohne Bedeutung also wohl macht der Herr in jener Rede des Gerichtes gerade die Werke, wozu wir Frauen vor allen berufen sind, als diejenigen nahmhaft, an deren gläubige Uebung oder selbstsüchtige Unterlassung er die Seligkeit oder Unseligkeit knüpft. Denn die Liebe allein bleibt ewig, wenn alle Hoffnung wird erfüllt, aller Glaube in Schauen dessen verklärt sein, der selbst die Liebe ist.

Die Liebe also wird Euch die Geduld geben, diese schwere Tugend für das ungeduldige Menschenherz, Geduld bei Undank, Geduld bei bitterer Täuschung, Geduld bei schweren innern Prüfungen. Die Liebe wird Euch die wahre Weisheit, das heißt, die eigene christliche Erfahrung verleihen für das, was Ihr lehren sollt. Das christliche Bewußtsein löset allein Schwierigkeiten und Widersprüche, welche das natürliche Auge entweder gar nicht sieht, oder der Verstand von den natürlichen Dingen nicht zu lösen vermag. Denn einestheils soll strenge Strafe geübt und Buße gepredigt, andererseits soll dem verhärteten Herzen mehr als irgend einem andern die göttliche Liebe vorgestellt werden. Die Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit steht der Stimme christlicher Bekehrung nicht minder entgegen als der nackte, starre Unglaube. Beide müssen bekämpft werden, und sie sind eigentlich nur ein Doppelgewächs aus derselben Wurzel. Eins schließt das andere nicht aus. Aber es ist christliche Erfahrung recht nöthig, um in jedem einzelnen Falle das Richtige zu treffen. Also darf ja nicht die Strenge der Strafe in den Hintergrund gestellt, und die Strafe selbst, bei augenscheinlich fortdauernder Verhärtung so wenig als bei eingetretener Besserung, wie ein Unglück angesehen werden. Umgekehrt ists nicht eher recht im Herzen, bis sie als eine Wohlthat empfunden und gesegnet wird. Eine heilsame Züchtigung soll sie sein, um es der Seele leichter zu machen, zum klaren Bewußtsein zu gelangen, wohin Teufel, Welt und Fleisch sie gebracht haben. Es ist eine ganz falsche, thörichte und verderbliche sogenannte Menschenliebe, diese Schule Gottes unterbrechen zu wollen. Elisabeth Fry wenigstens hat nie Freudigkeit im Herzen fühlen können, Gnade oder Milderung der Strafe zu erbitten, obwohl sie nie aufgehört hat zu wünschen, daß die Strafgesetzbücher selbst gemildert werden möchten, was übrigens aus der Einführung strenger Besserungshäuser von selbst folgt. Menschliche Behandlung und Pflege dagegen hat sie nur deßhalb nicht zu fordern Gelegenheit gehabt, weil sie dieselbe in ihrem Vaterlande meist allenthalben, wenigstens in dem Willen der Menschen gefunden hat. Unmenschliche Behandlung kommt in kein christliches Herz, und auch aus keinem solchen, sondern ist ein Werk der erkannten oder unerkannten menschlichen Bosheit.

Aber eben so wenig kann sie denen beistimmen, welche glauben, das Gesetz könne helfen, der Zuchtmeister könne Friede geben. Das Gesetz ist der Zuchtmeister der Menschheit, aber den Frieden hat es ihr nicht gebracht; es sollte ihn auch nicht bringen, sondern nur darauf hinweisen, daß er erdankt und erfleht werden müsse. Denn der Friede ist das Werk der Gnade, der Liebe. Also mit dem Bußpredigen ists keinesweges gethan, wie einige angesehene, sonst gewiß sehr weise, in diesen Dingen aber offenbar ganz unerfahrene Männer zu glauben scheinen. Ist wirkliche Reue im Herzen, so muß die Gnade Gottes eindringlicher gelehrt, auf seine unerschöpfliche, unendliche, freie Liebe, gerade zu den Sündern, mehr hingewiesen werden, als in den gewöhnlichen Zuständen des Lebens. Menschliche Klugheit würde sich dabei nie zurechtfinden. Vertrauet aber dem, der Euch selbst durch Gesetz und Gnade erzogen und gelehrt hat und täglich unterweist durch seinen Geist. Er ist unsichtbar gegenwärtig bei Eurem Werke. Geht nicht voreilig voran, bleibt nicht zaghaft zurück hinter dem Hirten Israels. Er zieht her vor seinen Schafen und zeigt ihnen den Weg, den sie wandeln sollen. Er selbst weist ihnen die Weide, denn Er allein weiß, welche Nahrung die rechte ist für einen jeglichen, auch den Kleinsten. Er wird zu Euch reden durch Eure eigenen Beobachtungen, und durch die Fragen und Antworten, die Seufzer und Klagen, den Fall und Kampf der Gefangenen. Ihr habt nur zu horchen dem, was Er Euch sagt, nur zu schauen auf das, was Er Euch zeigt, der theure Hirt und Bischof unserer Seelen.

Der äußern Welt gegenüber werdet ihr auch manche Prüfungen und manchen Schmerz haben. Daran fehlt es in keinem Lande und zu keiner Zeit. Vor allem thut nichts gegen das Gesetz, denn es ist die Ordnung der Obrigkeit die besteht, und alle Obrigkeit ist von Gott. Ihr sollt und wollt Christum predigen, den Gekreuzigten, den Auferstandenen, den Mittler und Heiland aller Menschen, Ihr sollt predigen, daß nur im Glauben an Ihn Heil ist, aber ewiges, sicheres Heil, Heil für alle Menschen, auch den größten Sünder. Das ist genug, Ihr werdet Euer ganzes Leben damit nicht fertig werden, besonders wenn

Ihr, wie es allein recht ist, damit bei Euch anfangt und immer fortfahrt. Das nun bekennet frei; wenn das Gesetz verbietet, daß Ihr dieses auch vor den Gefangenen bekennen und sie hiernach trösten und belehren sollt, so schweiget. Aber wiederum benutzt jegliche Freiheit, welche das menschliche Gesetz Euch läßt. Es ist besser, daß das Gute nicht geschehe, als daß es geschehe wider das Gesetz; denn dieses ist Gottes Ordnung auf Erden und die irdische Bedingung seines Reiches unter den Menschen. Aber wenn man Euch eine Thür zuschlägt, so schaut Euch um, ob sich nicht eine andere aufthue. In Eurem Lande werdet Ihr gewiß immer eine finden.

Haltet an Eurem besondern Bekenntnisse, wenn ihr darin Ruhe und den Weg des Heils findet, aber seid nicht selbstsüchtig dabei, wie so viele sind, wenn die Kraft des Evangeliums noch nicht aus den Banden des Gesetzes befreit, zur köstlichen Freiheit der Kinder Gottes geführt hat. Die Verschiedenheit der Bekenntnisse ist eine große Klippe auch in den Gefängnissen. Die zu Euch jetzt redet, hat zu Christen aller Bekenntnisse, ja auch zu Juden nnd Jüdinnen gesprochen, wo man es ihr nur verstattet hat. Sie frägt nie, wessen Bekenntnisses jemand sei, nicht einmal ob Christ oder nicht. Sie weiß ja, daß in jedem eine Seele wohnt, die erlöst und gerettet werden soll, gar oft ja auch gern will; sie weiß, daß dieß nur durch die Erkenntniß der freien göttlichen Liebe und Barmherzigkeit geschehen kann; sie weiß nichts anders, auch hat ihr niemand je einen andern Weg zeigen können, auf welchem eine Menschenseele diese Liebe also lebendig erkenne, daß sie in Kraft derselben ihre eigne Selbstsucht zu überwinden vermöge. Sie weiß also auch, wenn sie vom Heile redet, keinen andern Weg zu zeigen, als mit Christus, durch Christus, in Christus. Sie kann deßhalb auch niemand etwas anders sagen, er mag nun gläubig sein oder nicht, Christ oder Jude oder Heide. Sie hat Jüdinnen nie Vorwürfe gemacht, noch Einwendungen gegen ihre Gebräuche zu denen sie erzogen worden, allein reden kann sie ihnen nur von dem, welcher da ist „ein Licht zu erleuchten die Heiden und ein Trost seines Volkes Israel: Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit!“

Es ist aber insbesondere in unserer Zeit eine recht arge List Satans, die Kindern des Lichts glauben zu machen, sie könnten sich untereinander nicht zum Zusammenwirken für das große Ziel verständigen, so verschieden auch ihre besondern Wege dahin sein mögen. Glaubt ihm ja nicht; die zu Euch spricht, hat in ihrem Leben das Gegentheil unzähligemale erfahren. Es ist Selbstsucht und Teufelslist, was uns im christlichen Leben und Wirken trennen und gesondert halten will. Wenn Euch in den Meinungen oder Gebräuchen von Christengenossen eines andern Bekenntnisses Etwas weniger vollkommen und geistig, oder weniger richtig und sicher erscheint, so dankt vor allem Gott dafür, daß er auch so gelobt werde, wo er sonst wohl gar vergessen sein möchte. Sehet Euch selbst aber vor, daß Ihr ja nicht befunden werdet wie der Pharisäer im Evangelium. Bedenket ferner, daß, wenn Selbstsucht uns trennt und scheidet im Werke der Einen Liebe, die Liebe dagegen, welche Demuth ist, selbst die Fremdesten vereinigt und verbindet: wie vielmehr also die, welchen hienieden schon dasselbe Vaterland, dieselbe Heimath, dieselbe Gemeinschaft des Lebens geworden ist. Sind wir ja doch alle Eines himmlischen Vaters Kinder, von Einem Heilande erlöst, von Einem Geiste gerufen zu Einer Seligkeit!

Zuletzt sagt, die zu Euch im christlichem Vertrauen auf Eure Nachsicht und in schwesterlicher Liebe geredet, noch einmal: Leget selbst Hand ans Werk! Welche Muth dazu fühlt, der wird es gelingen, so sie nur beharret und demüthig bleibt in der Liebe; welche keinen Muth fühlte, so sie doch Liebe zum Werke empfindet, der wird es noch besser gelingen. Welche Zeit hat, die wende sie an für den Trost der Unglücklichen; welche keine hat, die schaue sich um und prüfe sich, ob sie wirklich keine habe? ob sie sich nicht die theure, mit keinem Gelde der Welt zu erkaufende Zeit verderbe durch unnütze Sorgen? oder sich nicht stehlen lasse durch thörichten und unwürdigen Dienst der Eitelkeit? Welche nicht helfen können, weder im Vereine derer die dienen, noch im Vereine der Besuchenden, die wollen beisteuern mit dem äußern Gute, wenn sie es haben. Alle aber können daran helfen mit Gebet und indem sie das Werk der Liebe, welches die Welt erneuert hat und immer wie-

der erneuern soll, im Gottgegebenen Berufe treiben, in ihrem Berufswerke, sei es hoch oder niedrig, in ihrem eigenen Hause, unter ihren Angehörigen und Freunden. Vor allem aber wollet Alle dem Herrn nicht wehren, es zu treiben in Eurem eigenen Herzen, an Eurer unsterblichen Seele, der edeln Gefangenen und Kranken und Bedürftigen, die sich hienieden sehnet nach Freiheit und nach Licht, nach dem Troste aus der Höhe und nach dem wahren Frieden. Den gebe der Herr selbst uns allen reichlich! Amen.

Vortrag
über den
weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege in Hamburg
von
Amalia Sieveking.

(Der folgende Vortrag ist von Fräulein Amalia Sieveking, der Vorsteherin des oben genanten Vereins in Hamburg, im Oktober 1841 in Bremen gehalten und damals in dem Bremer Kirchenboten (No. 47) abgedruckt. Die gegenwärtigen Herausgeber haben von Fräulein Sieveking die Erlaubniß zum Wiederabdruck der Rede erhalten. Es ist aber ausdrücklich von der Verfasserin die Anmerkung verlangt, daß sie diesen Vortrag in Bremen nicht würde gehalten haben, wenn sie dazu nicht dringend wäre aufgefordert worden, ebenso daß sie habe unvorbereitet sprechen müssen. Die Herausgeber wünschen im Interesse der guten Sache die Verbreitung dieser an practischen Wirken so inhaltsreichen Worte, in der Hoffnung, daß dieselben mancher unserer christlichen Mitschwestern eine lebendige Aufforderung zur Theilnahme an gleichem oder ähnlichem Wirken werden möge. Leider ist es für dießmal nicht vergönnt gewesen, noch einige andere ausführlichere Berichte über ähnliche Bestrebungen deutscher Frauenvereine, namentlich über denjenigen in Berlin und über das dortige in seiner Art so ausgezeichnete Elisabethstift, diese köstliche Perle unserer protestantische Kirche, hinzuzufügen. Die hier mitgetheilte Rede, jetzt ein Eigenthum des Verlags der Buchdruckerei im Rauhen Hause, ist auch besonders gedruckt und durch die Buchhandlung von Perthes-Besser und Mauke in Hamburg, für einen billigen Preis zu erhalten.)

Der Herr, der sich ein Lob zugerichtet aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge, der wolle auch das schwache Wort in meinem Munde mit seinem Segen begleiten! — Ich glaube in den Versammelten nur Brüder und Schwestern in Christo zu erblicken,

und das das giebt mir den Muth, den Mund aufzuthun vor Ihnen, und Ihnen Ihrem gegen mich ausgesprochenen Wunsche gemäß, noch einige Mittheilungen über den in Hamburg von mir gestifteten Verein zu machen. Freilich trug ich deßhalb anfänglich noch einiges Bedenken. Ich meinte, daß das mindestens etwas ganz Ueberflüssiges sein würde, da ja die Principien, von denen wir in unserer Thätigkeit uns leiten lassen, die Erfahrungen, die wir gemacht, in den gedruckten Jahresberichten niedergelegt sind. Ich glaube, daß darin mancher Fingerzeig liegt, der Ihnen nützlich sein kann; aber lassen sie es mich bei dieser Gelegenheit noch einmal aussprechen gegen Sie, wie es mich herzlich freut, daß Sie ihr Werk dem unsern nicht sklavisch nachbilden sondern ihm eine eigenthümliche, durch Umstände und Localität bedingte Gestalt geben wollen. Niemand kann der sklavischen Nachahmung mehr feind sein, als ich. Nichts sind Anstalten der Art ohne organisches Leben; wo das aber wirklich vorhanden, da, meine ich, muß auch eine freie, selbstständige Entwickelung sich finden.

Aber sie wünschen nun eben etwas Geschichtliches zu hören über die erste Entstehung unsers Vereins, und wie aus dem kleinen Anfange allmählich etwas Großes geworden. Darüber kann ich Ihnen nun allerdings wohl Einiges mittheilen, das Sie in den Berichten nicht finden, und vielleicht wird sich mir dabei Gelegenheit darbieten, Ihnen Eines und das Andere ans Herz zu legen, was mir der Beherzigung werth scheint. Wollen Sie aber wissen, wie unser Verein entstanden, so müssen Sie mir's schon zu gute halten, daß ich damit anfange, von mir selber zu reden.

Frühe schon hatte der Herr einen gewissen Zug zu den Armen und Nothleidenden in mein Herz gelegt. In den Kinderschriften, die mir in die Hände fielen, zogen mich die Erzählungen, die von Erweisungen der Wohlthätigkeit handelten, ganz besonders an, und ich beschloß es auch einmal zu versuchen damit. Heimlich suchte ich arme Familien auf, und unterstützte sie mit meinem Taschengelde. Da fand ich es nun freilich in der Wirklichkeit anders, als ich mir die Sache eingebildet hatte, als ich es in meinen Büchern beschrieben gefunden. Zuförderst: die Noth nicht so groß; die Menschen

waren noch nicht in Gefahr zu verhungern, und an der nothdürftigsten Bekleidung fehlte es ihnen auch nicht, und doch, obgleich das Elend nicht so groß, wie ich es mir gedacht, so standen doch meine geringen Mittel zur Abhülfe in keinem Verhältnisse zu demselben; ich konnte nicht, wie mir das in einigen Geschichten so ausnehmend wohlgefallen hatte, aller Noth der armen Leute wie mit einem Zauschlage ein Ende machen. Am meisten leid war mir aber das, daß ich meine Schützlinge bei Weiten nicht so dankbar fand, wie ich sie zu finden erwartete. So machte mir das Wohlthun wohl Freude; aber die rechte, volle Freude war es doch nicht.

Und diese rechte, volle Freude am Wohlthun, das lassen Sie mich Ihnen bei dieser Gelegenheit bezeugen, habe ich auch nicht eher empfunden, als bis ich das 25ste Kapitel Matthäi recht verstehen gelernt, als bis ich es erkannt, daß der Herr es ist, der in der Person unserer armen Brüder und Schwestern uns begegnet, und daß er, wenn wir die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Nackten kleiden, die Kranken besuchen, das Alles ansehen will, als sei es ihm geschehen.

In meinem achtzehnten Jahre ohngefähr hörte ich zuerst von den barmherzigen Schwesterschaften in den katholischen Ländern, und mit fast wunderbarer Gewalt fühlte ich mich davon ergriffen. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich der Gedanke: Wie, wenn du bestimmt wärst, etwas Aehnliches zu gründen in unserer protestantischen Kirche! — Schlaflose Nächte brachte ich zu in der Aufregung dieser Vorstellung. Je lieber mir unsere Kirche ward und das Wort, auf das sie allein gegründet, desto schmerzlicher bewegte es mich, daß sie dieser schönen Zierde werkthätiger Liebe entbehren sollte; aber auch, jemehr ich mein Herz erforschen lernte, desto mehr erkannte ich, daß ich auch in dem, wofür ich mich begeistert fühlte, des eigenmächtigen Wirkens mich enthalten, der Leitung meines Gottes mich überlassen müsse. Ich wartete auf einen Wink meines Gottes, ich wartete mit Sehnsucht darauf, und ich wartete nicht vergeblich.

Die Cholera brach herein, im Spätherbst 1831, das schien mir ein Zeichen von oben herab. Nun, so tönte es freudig

in meinem Innern, nun ist's an der Zeit, nun darfst du! — Außerordentliche Ereignisse werden auch den ungewöhnlichen Schritt rechtfertigen, — so dachte ich, und nachdem ich von meiner alten Pflegemutter die erbetene Einwilligung, ihren Segen zu meinem Werke erlangt hatte, bot ich meine Dienste an zur Pflege armer Kranken in einem der Cholera-Hospitäler, und mein Anerbieten ward angenommen. Ich erließ in einem Aufsatze in dem Bergedorfer Boten einen Aufruf an meine Mitschwestern, sich zu solchem Liebeswerke mit mir zu vereinigen. Es fand sich keine; doch hielt mich das nicht ab, dasselbe frisch und mit Freuden anzugreifen.

Da geschah aber, was ich nicht erwartet hatte. Mein Thun ward gar vielfach scharf und strenge gerichtet, und zwar nicht von der Welt allein, — das Urtheil der Welt hatte ich schon verachten gelernt, das würde mich wenig geschmerzt haben, — nein, auch von Solchen, denen ich ein ernstes evangelisches Christenthum nicht absprechen konnte; ich hörte nicht allein reden von pietistischer Schwärmerei, sondern auch von gesuchtem Märtyrerthum, von einem tadelswürdigen Verkennen der nächsten Pflichten, um den fern liegenden, selbst geschaffenen sich zu unterziehen. Die Menschen urtheilten ohne genaue Kenntniß meiner äußern Verhältnisse; die Geschichte meines innern Lebens war ihnen gänzlich unbekannt. Ja, habe ich jemals das Unzulängliche alles menschlichen Urtheils erfahren, so war es damals. Neben jenen richtenden Stimmen ließen denn ja auch so manche sich hören, die mein Beginnen bis in den Himmel erhoben. Daß diese der Wahrheit eben so sehr fehlten, wie jene, das ließ mein Gott mich lebhaft empfinden. Er ließ mich aber auch erkennen, wie jenes verdammende Urtheil mir in der That sehr heilsam, und zu meiner Läuterung nothwendig sei. Insbesondere liegt, denke ich, in solcher durch Menschenmund ausgesprochenen Verwerfung ein guter Prüfstein, ob das, was wir für göttliche Berufung hielten, wirklich als solche anzusehen, oder ob sie nur das Werk unserer Einbildung sei. Meine Ueberzeugung konnte mir wohl auf Augenblicke verdunkelt, sie konnte mir nicht geraubt werden.

Einen großen Halt gewann sie durch die Segenswünsche einiger meiner armen Kranken. Diese Segenswünsche, insbesondere

aus dem Munde einer Sterbenden, legten sich mit solcher Segenskraft an mein Herz, daß ich wohl fühlte, es werde dadurch Alles aufgewogen, was mir von anderer Seite weh gethan, und daß es nun bei mir fest stand, es dürfe diese wichtige Periode meines Lebens nicht ohne Folgen bleiben für meine späteren Jahre, ich müsse sie ansehen als eine Weihe für den Dienst der Armen, der künftig als ein eigentlicher Beruf einen großen Theil meiner Zeit und meiner Kräfte erheische. In diesem Sinne entwarf ich noch im Hospital die Statuten zu einem weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege. Ganz ist dieser erste Entwurf nicht realisirt worden. Manche Bestimmungen z. B. die, wodurch die Mitglieder verpflichtet sein sollten, selbst bei den armen Kranken zu wachen, zeugen davon, wie mir damals die Idee vorschwebte, durch die Gründung dieses Vereins die Stiftung einer eigentlichen barmherzigen Schwesterschaft anzubauen, das heißt einer Genossenschaft, welche Armen- und Krankenpflege nicht neben andern Berufsgeschäften treibt, sondern dieselbe zu ihrem alleinigen Berufe, zur Aufgabe ihres ganzen Lebens gemacht hat. Dazu ist es aber bei uns nicht gekommen.

Hier möchte ich nun einen Punkt besonders hervorheben. Bei der Idee, die ich jetzt ins Leben zu rufen suchte, schwebte ein Zweifaches mir vor. Wohl hoffte ich davon einen Segen für die Armen und Nothleidenden; aber nicht darauf allein hatte ich mein Augenmerk gerichtet; wenigstens eben so wichtig war mir der Segen, den ich mir davon für diejenigen meiner Mitschwestern versprach, die sich zu solchem Liebeswerke mit mir verbinden würden. Die höhern Interessen meines Geschlechts lagen mir am Herzen, und frühe schon hatte der Gedanke mich beschäftigt, ob der vor der Welt so verrufene Stand der alten Jungfern nicht sich adeln lasse durch würdige Bestimmung. Ich meine es liegt in den socialen Verhältnissen unserer Zeit, daß so viele Mädchen jetzt die gewöhnliche Bestimmung des Weibes nicht erreichen; es darf wenigstens in sehr vielen Fällen nicht ihnen als Schuld beigemessen werden, und sollte es da nicht billig sein, auf eine Schadloshaltung zu denken für sie?

Ach, ich habe manches arme, isolirte Wesen gesehen, dessen Anblick mich mit tiefer Wehmuth erfüllte. Ausgewurzelt aus dem Boden des Familienlebens stand die Arme da wie ein kahler Baum ohne Blüthe und Frucht, und mehr und mehr schien mir in ihr alles höhere Leben zu ersterben, wie mehr und mehr der Kreis ihres Wirkens und Denkens sich verengte, bis er sich zuletzt nur auf die eigne Person bezog. Ach, es ist ein so unbeschreiblich armes Leben, das Leben des Menschen, der nur sich selber angehört! Und sollte nicht, so fragte ich, wo eine so traurige Erscheinung mir aufstieß, sollte doch nicht auch in dieser Seele einst der Funke einer, wenn auch nur natürlichen Liebe geglimmt haben, der, wenn er nur die gehörige Nahrung gefunden, wohl hätte mögen angefacht werden zu einer höheren, einer ewigen Liebe? Aber nicht ausschließend für Diejenigen unsers Geschlechts, die einsam dastehen in der Welt, und dabei schon eine höhere Stufe des Alters erreicht haben, erscheint die Gelegenheit zu würdiger Berufsthätigkeit, wie unser Verein sie darbietet, nur als Wohlthat; nein, in manchen Fällen glaube ich, daß auch jüngere Mädchen, die noch einem Familienleben angehören, darin die Befriedigung eines Bedürfnisses finden würden, das vielleicht von ihnen selbst nur halb verstanden wird, und das darum doch nicht weniger dringend ist. Ich weiß nicht, wie es an andern Orten ist; in Hamburg aber weiß ich ganz gewiß, daß die Einrichtung gar manches Hauswesens von der Art ist, daß es den Töchtern des Hauses, zumal wenn schon mehrere erwachsene Mädchen da sind, und die Mutter dabei noch eine rüstige Frau ist, nicht eine hinreichende Beschäftigung darbietet; nur ein kleiner Theil ihrer Zeit und ihrer Kräfte wird dadurch in Anspruch genommen. Und worauf wird nun das Uebrige verwandt? Forschen wir näher nach, so werden wir finden, daß bei sehr Vielen Putz und Eitelkeit der Hauptzweck ihrer Thätigkeit ist. Einen Ballstaat ordnen, Kleider machen und nach der wechselnden Mode wieder ändern, mühsame Stickereien, zu Geschenken für ihre Freundinnen bestimmt, das ist's was den größten Theil ihrer Zeit ausfüllt. Kann das aber als ein würdiger Beruf bezeichnet werden? — Nein, er ist es nicht. Das wird von manchem jungen Mädchen auch tief genug empfun-

den, daher das Gefühl der Leere, das sich ihrer so oft bemächtigt, das unbestimmte Sehnen, das Hinausverlangen aus ihren Verhältnissen. Wollen wir ihr das zum Vorwurf machen? Sollte es uns nicht vielmehr leid sein, wenn es anders wäre bei ihr? Endlich weiß ich auch manche Wittwen, manche kinderlose Frauen, auf die das hier Gesagte wenigstens zum Theil seine Anwendung leidet, die wohl einen schönen häuslichen Beruf, aber doch viele freie Zeit übrig haben, deren würdige Ausfüllung ihnen lieb sein muß.

Alle diese brachliegenden Kräfte zu einem gemeinsamen Wirken für das Reich Gottes zu vereinigen, das war die Aufgabe, die ich mir gestellt, und auf deren Lösung ich Bedacht nahm, sobald ich das Cholera-Hospital verlassen. Meine erste Sorge war nun, Mitglieder zu werben für den zu stiftenden Verein. Ach aber, da klopfte ich an manche Thür, wo ich gemeint, daß man mir mit Freuden aufthun müsse, vergeblich an, und da ward mitunter denn der Muth recht klein. Vielleicht freilich hätte ich doch wohl noch eher Mitarbeiterinnen gefunden, wenn ich sie hätte wählen wollen ohne alle Rücksicht auf ihre religiösen Ueberzeugungen, wie mir das von einigen Freunden wirklich angerathen ward. Aber ich hatte eben erst kurz vorher Gelegenheit gehabt, die nicht auf evangelischen Glauben erbaute Humanität der Weltmenschen kennen zu lernen, und ich hatte darin so viel Ungesundes und Verkehrtes gefunden, daß ich nicht die mindeste Lust hatte, mich damit zu befassen, und daß es feststand bei mir, es müsse bei uns Alles, so viel möglich, von einem Geiste belebt werden.

Endlich hatte ich doch 12 Schwestern gefunden, die willig waren, mir zu dem beabsichtigten Werke die Hand zu bieten, und diese Zwölf versammelte ich zuerst am 23. Mai 1832, theilte ihnen im Allgemeinen meine Ideen über christliche Armen- und Krankenpflege mit, und wies ihnen die Besuche an, die sie in dieser ersten Woche zu machen. Dabei mußte ich ihnen freilich erklären, daß es mir für den in Rede stehenden Zweck für jetzt noch durchaus an Geldmitteln fehle, aber die ersten Besuche wären ja auch nur Untersuchungsbesuche, da würden wir noch eben kein Geld gebrauchen, und um 8 Tage hoffe ich, daß der Herr uns schon werde

etwas bescheert haben. So schwach, so gering war der Anfang unserer Anstalt! Wenn nun seitdem aus dem unscheinbaren Pflänzchen ein starker und weitverzweigter Baum geworden, sollte ich rühmend darauf hinweisen dürfen, und mit stolzer Selbsterhebung sprechen: Das ist mein Werk, und ich hab' es gemacht? O nein, vielmehr will ich sprechen mit David: Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre, um deiner Gnade und Wahrheit willen! (Ps. 115, 1), oder mit Ihrem seligen Menken, da ihm von der gesegneten Wirksamkeit seiner Schriften in fernem Lande berichtet ward: Dem Herrn die Ehre, die Freude mir!

Aber vielleicht mögen Sie mich fragen, warum unser Verein doch nicht die anfangs ihm bestimmte, einer eigentlichen barmherzigen Schwesterschaft mehr sich annähernde Gestalt gewonnen. Ich habe darauf nur die kurze Antwort: die Umstände ließen's nicht zu. Hatte ich schon Mühe genug, Mitarbeiterinnen mir zu gewinnen für den modificirten Plan, für den Entwurf nach seiner ursprünglichen Abfassung hätte vielleicht niemand sich mir angeschlossen, und was in dieser Beziehung das Schlimmste, ich selbst war durch meine gegen eine alte, fast erblindete Pflegemutter zu erfüllenden Pflichten zu sehr gebunden, als daß ich mich ausschließlich jenem Werke hätte hingeben können. Nun freilich, seit länger als zwei Jahren, da der Herr meine gute Pflegemutter heim gerufen, stehe ich ganz unabhängig da; aber jetzt, lassen Sie es mich Ihnen gestehen, ist es zweierlei, was mich zurückhält, die Aufgabe, die ich in meiner Jugend mir selber gestellt, in ihrem ganzen Umfange zu lösen. Einmal ist der Verein auch in seiner jetzigen Gestaltung mir doch zu lieb geworden, als daß ich ihn so leicht wieder aufgeben könnte, und dann müssen Sie wissen, daß mein geistiges Leben noch auf einem andern Boden wurzelt. Seit meinem 18ten Jahre ist ein großer Theil meiner Zeit dem Jugendunterrichte, der Jugendbildung gewidmet, und soviel Freude hat der Herr mir gegeben in diesem Berufe, — o wie hat seine Gnade mein Leben so überschwänglich reich gemacht! — so heimisch bin ich geworden in der Kinderwelt, daß ich mich von ihr nicht loszureißen vermöchte, es wäre denn, daß ich deshalb Befehl empfinge von

meinem Gott, klar und unwidersprechlich. Einen solchen Befehl würde ich jetzt vielleicht eher zu vernehmen glauben, wenn ich jetzt noch, wie ich dazu früher wohl geneigt war, mir einbilden könnte, daß es eben meiner Wirksamkeit bedürfe, um jene schöne Institution in unserer protestantischen Kirche ins Leben zu rufen. Sicherlich kann ich solcher Einbildung jetzt nicht mehr Raum geben bei mir, da die Sache hie und da schon ohne mein Zuthun ins Leben getreten ist, und so vielen Anklang findet, daß ich gar nicht zweifle, es werden diese gesegneten Vorgänge bald an manchen Orten Nachahmung finden.

Der Herr, in dessen Namen unser Werk begonnen, hat sich zu demselben bekannt; er hat Wachsthum und Gedeihen verliehen; aber freilich, ohne manche Glaubensprobe ist es dabei nicht abgegangen. Namentlich mußte es auch hindurch geführt werden durch gar manchen Widerspruch. Das sollen wir uns aber schon recht sein lassen; ich meine, es kommt wohl nicht leicht etwas wahrhaft Gutes zu Stande, dem nicht von vielen Seiten widersprochen wird. Ich sagte erst, daß ich das Urtheil der Welt verachten gelernt; ich meine das aber nicht so, daß ich mich vornehm erhaben dünkte darüber, in der Weise, daß ich meinen sollte, ich dürfe es ungeprüft bei Seite stellen. Ich habe aus dem Tadel auch Solcher, die auf einem von dem meinigen ganz verschiedenen Standpunkte sich befinden, oft schon recht viel gelernt; ich habe dem gegen mich erhobenen Widerspruche so viel zu verdanken, daß mich die Wahrnehmung, wie er jetzt mehr und mehr verstummt, manchmal ordentlich bedenklich machen will. Ich denke an den ernsten Ausspruch unseres Heilandes: Wehe euch, wenn euch jedermann wohl redet! Desgleichen thaten ihre Väter den falschen Propheten auch. (Luc. 6, 26.)

Die heilige Theresia pflegte zu sagen: „Wahrlich, es gefällt mir nichts in der Welt, als daß sie an den Frommen keinen Fehler leiden will; wenn sie Einen anfangen sieht, will sie ihn gleich vollkommen haben; auf hundert Meilen Wegs riecht sie einen Fehler an ihm, und aus dem Stäubchen macht sie einen argen Flecken; dadurch aber treibt sie die Gläubigen zum Ernst und zur

Wachsamkeit." — So denke ich, sollen wir die Sache auch ansehen.

In den ersten Zeiten des Christenthums pflegte es oft zu heißen: der Mann ist gut; aber — er ist ein Christ. Dieses Aber mag die Welt immer gegen uns behalten. Mag sie immer, indem sie dieses oder jenes Gute bei uns anerkennt, achselzuckend hinzufügen: aber sie gehören zu den Mystikern. Ja, es würde mir in der That leid sein, wenn unser hamburgischer Verein oder irgend ein anderer nach seinem Muster gebildeter, so weltförmig würde, daß jene Anklage gar nicht mehr gegen ihn könnte erhoben werden. Aber daß sei unsere ernstliche Sorge, daß sie so viel möglich die einzige sei, die gegen uns vorzubringen. Je mehr uns das gelingt, ein desto schöneres Zeugniß, das bei jedem Unbefangenen, auch wenn er unsere religiösen Ansichten nicht theilt, eine Geltung finden wird. Eine mir bekannte Dame war vor einiger Zeit in einer Gesellschaft, wo die Rede kam auf das Rauhe Haus und auf unsern Verein. Man erkannte an daß durch beide Anstalten mancher Nutzen gestiftet würde, aber schlimm sei es doch, daß beide als wahre Pflanzschulen des Mysticismus anzusehen. Da entgegnete jene Dame, die selbst entschieden der rationalistischen Ansicht zugethan, aber dabei eine sehr verständige Frau ist: Ach, was wollt Ihr! Ein wenig Mysticismus müßt ihr den Leuten schon zu Gute halten! Denn wo sonst als bei den Mystikern wollt ihr Menschen finden, die solche Werke in solcher Weise anfassen?

Die Frauen sind nicht berufen zu polemisiren, und ich danke Gott, daß wir es nicht sind. Es scheint mir die Polemik, wenn schon ein nöthiger, doch ein wenig erfreulicher Beruf zu sein, und wobei es leicht geschehen mag, daß der Mensch in der Hitze des Kampfs über sich selbst zu wachen vergißt und so, indem er andere vor Schaden bewahren will, Schaden nimmt an seiner eigenen Seele. Unser Beruf ist es vorzugsweise, die Kraft des Glaubens zu erweisen, indem wir das Reich Gottes zunächst inwendig in uns erbauen, darnach aber auch außer uns es zu verbreiten suchen in werkthätiger Liebe.

Jetzt erlauben Sie mir, daß ich einige der vornehmsten Einwürfe, die gegen unser Werk erhoben worden, Ihnen namhaft mache.

Aehnliche Einwürfe werden Ihnen auch hier begegnen; ja, zum Theil habe ich sie auch hier schon vernommen, und da dürfte es für Sie vielleicht von einigem Interesse sein, von mir zu hören, was nach meiner Ueberzeugung sich darauf entgegnen läßt.

Zuerst fürchtet man, daß durch solche Vereinsthätigkeit die Frau, das Mädchen ihren häuslichen Pflichten entzogen werde. Wäre diese Furcht begründet, so wäre der Einwurf ein sehr erheblicher, da die Regel: „Das Nächste zunächst," ja gewiß von Allen anerkannt werden soll. Aber nach meiner Ueberzeugung ist jene Besorgniß in den meisten Fällen eine ganz grundlose. Ich habe schon erst meine Ansicht ausgesprochen, daß in sehr vielen Häusern, namentlich der höhern Stände, der Hausstand und die übrigen häuslichen Pflichten dem weiblichen Theil der Familie keinen der Summe ihrer Kräfte entsprechenden Wirkungskreis darbieten. Vieles ist gewonnen durch weise Zeiteintheilung, und Manche, glaube ich, wenn sie dazu sich genöthigt sähe durch gedrängtere Ansprüche an ihre Thätigkeit, würde erstaunen, daß sie so vielmehr zu leisten vermöchte, als sie sich selber zugetraut. Jedenfalls würde ich die Entschuldigung, daß man keine Zeit habe, den Besuchen der Armen zu widmen, nie gelten lassen bei Solchen, die noch immer Zeit finden, Theater und Concerte, Bälle und Gesellschaften zu besuchen, und daneben vielleicht wöchentlich noch 3 bis 4 Theevisiten abzustatten. Sollten wir denn auch wohl annehmen dürfen, daß unter Jenen, die der Herr am Tage des Gerichts zu seiner Linken stellen, und denen er es zum Vorwurf machen wird, daß sie ihm nicht gedienet in seinen armen und kranken Brüdern, Keine sein werden die in häuslichen Verhältnissen gelebt, durch die sie sich von der Erfüllung jener allgemeinen Liebespflichten dispensirt hielten? Ich meine es werden eben nur Wenige sein, die nicht etwas der Art zu ihrer Entschuldigung vorwenden möchten; aber was hilft eine Entschuldigung, die der Herr nicht gelten läßt? *)

*) Um gegen mögliche Mißdeutung mich zu verwahren, möchte ich hier bemerken, wie es nicht meine Meinung ist, es müsse jede Dame durchaus einem wohlthätigen Verein beitreten; nur die Verpflich-

Ein zweiter Einwurf hat fast noch mehr Scheinbarkeit, als der erste, und klingt sogar recht fromm und demüthig. „Wir haben nichts dagegen, sagen Manche, daß die Frauen einen Theil ihrer Zeit dem Geschäfte der Armen- und Krankenpflege widmen; aber wozu ein solcher Verein? wozu dieses öffentliche Auftreten? Viel schöner ist es ja, wenn eine Jede für sich im Stillen wirkt." — Wohl, wenn in dieser Weise dieselbe Summe des Guten erzielt werden könnte, wie bei einem vereinten Wirken! Aber das darf sicherlich nicht behauptet werden. Ich möchte hier auf meine Berichte verweisen, in denen ich es verschiedentlich nachzuweisen gesucht, wie in solchen Beziehungen die Vereinsthätigkeit so große Vorzüge hat. Ja, ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich es ausspreche, daß ein nach richtigen Prinzipien geleiteter Verein das Zehnfache zu leisten im Stande ist von dem, was die gleiche Anzahl von Individuen, wenn jedes vereinzelt dastünde, auch bei dem besten Willen leisten könnte.

Die jene Sprache führen, pflegen sich dabei wohl zu berufen auf den bekannten Ausspruch unsers Herrn und Heilandes: Wenn du aber Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut, auf daß dein Almosen verborgen sei, und dein Vater, der ins Verlorgene siehet, wird dirs vergelten öffentlich. (Matth. 6, 3. 4.)

Ich meine aber, daß hier ein Mißverstand obwaltet. Liegt es denn nicht klar am Tage, daß auch abgesehen von unserm Verein, manches gute Werk, das eben nichts Anderes, als Abhülfe menschlichen Elendes bezweckt, ohne eine gewisse Oeffentlichkeit garnicht zu Stande kommen könnte? — Unmöglich können wir nun doch annehmen, daß unser Heiland mit jenem Worte über jedes auf diese Weise zu Stande gekommene Gute ein Urtheil der Verwerfung aussprechen wollte. Dürfte jener Ausspruch wirklich auf diese Weise urgirt werden, so sehe ich gar nicht ein, warum wir nicht eben

---

tung, nicht allein durch Geld, sondern auch durch persönliche Leistungen etwas zu thun für die Nothleidenden, möchte ich mit wenigen Ausnahmen als eine allgemeine aufstellen.

so wohl berechtigt sein sollten, aus den gleich folgenden: „Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schleuß deine Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen," die Verwerflichkeit jeder kirchlichen Andacht zu deduciren, was doch wohl noch keinem Menschen eingefallen ist. Ich denke wie beim öffentlichen Gottesdienste eben die Menge der Gläubigen die Andacht des Einzelnen birgt, so mag wohl Aehnliches gesagt werden in Beziehung auf jede Vereinsthätigkeit. Die Menge der Mitarbeitenden dient dem Wirken des einzelnen Mitgliedes gleichsam zu einer bergenden Hülle, und also auch zu einer Hüterin der Demuth, und dabei wird es gewiß nicht an gar mancher Gelegenheit fehlen, Liebe und Selbstverleugnung so insgeheim zu üben, daß die Kunde davon auch die zunächst mit uns Verbundenen nicht erreicht. Wenn wir es auch nur eben so leicht vor uns selber, d. h. vor unserer Eigenliebe verbergen könnten! Das unstreitig ist die große Hauptsache, und nur der, dem es damit gelingt, darf sich rühmen, dem Befehl Christi, die linke Hand nicht wissen zu lassen, was die rechte thut, wirklich nachgekommen zu sein. Aber auch gegen die Gefahr eigenliebiger Selbstgefälligkeit giebt es mehr Sicherheit bei einem vereinten, als bei einem isolirten Werke, und Denen wenigstens, die die Sache ernstlich treiben, und es genau nehmen mit sich selber, wird es nicht an heilsamen Beschämungen fehlen, die sie oft genug zu dem Seufzer treiben mögen: Ach Herr, wie viel hast du nicht zu vergeben, auch bei meinem besten Thun!

Ein dritter Einwurf trat mir zuerst am letzten Tage vor dem Stiftungstage unsers Vereins entgegen, und zwar auf eine mich damals sehr entmuthigende Weise. Ich wandte mich an einen unserer Armenärzte, der mir als ein wohlwollender Mann bekannt war, mit der Bitte, mir einige seiner Kranken aufzugeben, was aber von ihm entschieden abgelehnt wurde, und zwar aus dem Grunde, weil er eine weitere Unterstützung der Armen für ganz überflüssig halte; es geschehe für sie schon eher zu viel, als zu wenig, und wo etwa die Hülfe der allgemeinen Armenordnung doch nicht ausreiche, da werde dieser Mangel erstattet durch die Hülfe guter Nachbaren, und es würde ihm leid sein, aus dem Charakter unsers gemeinen

Volks diesen Zug nachbarlicher Freundschaft und Dienstwilligkeit verwischt zu sehen. — Aehnliche Behauptungen nun, weiß ich, sind auch hier in Bremen aufgestellt; ich habe sie zum Theil mit eignen Ohren gehört. Was soll ich nun darauf erwiedern? Ich darf ja nicht behaupten, daß ich die bremischen Verhältnisse so genau kenne, wie unsere hamburgischen; aber doch möchte ich denen, die jenen Einwurf vorbringen, mit der Frage entgegentreten: Habt Ihr Euch denn auch wirklich schon recht umgesehen? Findet sich denn wirklich in Eurer Stadt für jede Noth schon eine genügende Aushülfe? Wenn wir hier auch noch gar nicht reden wollen von dem geistlichen Elend, ist denn auch nur für die leiblichen Bedürfnisse Eurer Armen wirklich in allen Fällen hinreichend gesorgt? Namentlich in den Tagen der Krankheit; haben sie da Alles, was sie brauchen zu ihrer Pflege? Darf man denn da überall auf die Nachbaren rechnen. Giebt es denn hier in Bremen lauter gute Nachbaren, keine schlimme und lieblose? —

Das Ueberflüssige zu thun, halte ich allerdings für unweise, und darum ist auch bei uns als Princip aufgestellt, daß wir nicht thun wollen, was von anderer Seite eben so gut oder besser geschehen kann. Aber auch bei dieser Beschränkung haben wir vollauf zu thun gefunden, und wenn wir über einen Mangel zu klagen haben, so ists ein Mangel an Mitteln und Kräften, aber wahrlich nicht an Gelegenheit zum Wirken. Legen sie Hand an's Werk, und bald, das glaube ich Ihnen zuversichtlich voraussagen zu dürfen, bald werden Sie eine ähnliche Erfahrung machen, und wird sich demnach der hier angeführte Einwurf als grundlos erweisen, wie denn auch jener wohlgesinnte Arzt bald von seiner vorgefaßten Meinung zurück kam, und, ehe ein Jahr verflossen war, aus eigenem Antriebe einige seiner Kranken uns empfahl.

Aber behielt er doch nicht in einem Stücke Recht? Ist es nicht Schade, wenn durch die Hülfe des Vereins die Hülfe guter treuer Nachbaren überflüssig gemacht wird? — Wohl wäre es das; es hieße das mancher leidenden Seele einen schönen Edelstein rauben aus der Krone, die dort sie schmücken soll; aber ich

meine nicht, daß das geschieht bei uns. Wo wir an dem Krankenlager unserer Armen eine arme Nachbarin finden, da werden wir nicht hoch herfahren, und sie wegdrängen, und zu ihr sprechen: Geht nur, gute Frau; Ihr seid hier nun nicht mehr nöthig; es soll jetzt schon Alles besorgt werden durch uns; — o nein, wir werden ihr freundlich die Hand reichen, und ihr bezeugen, wie lieb es uns sei, sie hier zu finden, und wie schön, daß sie uns helfen wolle; sie könne ja nicht Alles allein thun, und wir können es auch nicht, und darum freue es uns, an ihr eine Mitarbeiterin zu haben. — In unserm Herzen mögen wir da auch wohl in manchem Falle zu uns selber sagen: Wie viel mehr als du, thut diese Arme! In den Augen Gottes, wie viel höher mag ihr Liebeswerk gelten, als das deine! — Aber wenn wir nun schon diesen Segen ihr gerne gönnen, sollen wir darum ihn ihr ganz allein überlassen, keinen Antheil davon begehren, für uns selber? — Würde das nicht so herauskommen, als wenn die Reichen jede milde Beisteuer zu wohlthätigen Zwecken weigern wollten, darum, weil der Herr einen ganz besondern Segen gelegt auf das Scherflein der Wittwe.

Wieder von andern Seiten wird die Besorgniß geäußert, daß bei zu großer Vervielfältigung wohlthätiger Vereine die Kräfte sich zu sehr zersplittern, und daß namentlich der allgemeinen Armenordnung dadurch Abbruch geschehe. Ich muß dagegen gestehen, daß ich dem Princip, das Alles generalisiren will, durchaus abhold bin, daß es bei der Beschränkung menschlicher Kräfte mir immer wünschenswerth erscheint, eine gewisse Summe derselben für ganz specielle Zwecke zu concentriren, und daß also auch die Vervielfältigung wohlthätiger Vereine mir nicht eben als Schaden erscheint, sondern als Vortheil, vorausgesetzt natürlich, daß sie an sich gut sind, und in dem rechten Geiste geleitet werden, woraus denn ja von selber folgt, daß sie sich nicht entgegen, sondern vielmehr in die Hand arbeiten werden. Ich weiß nicht, ob das Bild gut gewählt ist; aber ich stelle mir die Sache so vor: Ich denke mir ein großes Feld, wovon einer ein Stück abnimmt, und es gartenmäßig bearbeitet; wäre es da nicht wunderlich, wenn

man ihm das zum Vorwurf machen wollte, aus keinem andern Grunde, als daß das Feld dadurch so viel kleiner geworden? Wären Kräfte genug vorhanden, das ganze Feld gartenmäßig zu bearbeiten, würde da nicht ein zehnfach reicherer Ertrag von demselben zu hoffen sein, als nach der gewöhnlichen Weise? — In diesem Sinne möchte ich sagen: Wollte Gott, daß eine allgemeine Armenordnung überall nicht mehr nöthig wäre, daß das ganze weitläuftige Gebiet der Armenpflege verschiedenen Privatvereinen, deren jeder sich in Lust und Liebe zur Sache eine eigene Aufgabe gestellt, könnte überwiesen werden; ich meine, es würde da eine bedeutend größere Summe des Segens erzielt werden, als nach der jetzigen Einrichtung der Dinge erwartet werden darf.

Das glaube ich sagen zu dürfen, daß man in Hamburg, wo das oben angedeutete Bedenken von verschiedenen Seiten ziemlich scharf ausgesprochen ward, bei näherer und fortgesetzter Beobachtung unsers Wirkens mehr davon zurückgekommen ist. Als Beweis dafür darf ich das wohl anführen, daß uns zweimal von Seiten eines löblichen Armen = Collegiums eine ansehnliche Unterstützung zu Theil geworden, das erste Mal 600 ℳ und das zweite Mal 1000 ℳ. Bei der letzten Bewilligung freuete es uns ganz besonders, daß uns dabei ausdrücklich bezeugt ward, wie man es anerkenne, daß die Thätigkeit des Vereins wirklich fördernd eingreife in das große Getriebe des Armenwesens.

Soll ich nun zum Schlusse noch einen Einwurf berühren, der vielfach und auf mancherlei Weise gegen uns erhoben worden, am krassesten aber wohl in der Aeußerung eines jungen Arztes, der entschieden erklärte, er werde nie uns seine Kranken empfehlen, wir möchten sie ihm verrückt beten. In der That, in dieser schroffen Weise ausgesprochen, verdient dieser Einwurf wohl keine Widerlegung, sofern er sie nicht schon findet in der einfachen Darstellung unserer ganzen Sache. Wenn ich ihn hier aber doch anführe, so geschieht es nur um eine Erinnerung daran zu knüpfen, die sie freundlich aufnehmen werden, die Erinnerung, daß wir es auch in dieser Beziehung nicht dürfen fehlen lassen an weiser Vorsicht, auf daß wir nicht durch unsere Schuld dem Lästerer ins Ur-

theil fallen. Unterwinde sich nicht jedermann Lehrer zu sein rufet Jacobus warnend uns zu, und wisset, daß wir desto mehr Urtheil empfahen werden. (Jac. 3, 1.) Die Gaben sind verschieden; um eigentlich lehrend aufzutreten, dazu bedarf es eines Maßes der Erkenntniß, und zugleich einer Klarheit des Ausdrucks, die nicht einer Jeden unter uns verliehen sind. Möge denn nur eine Jede klar erkennen, was ihr von Gott geschenkt ist, möge sie das ihr verliehene Pfund mit gewissenhafter Treue anlegen, dabei aber vor Ueberschätzung ihres geistlichen Vermögens in Demuth sich bewahren!

Doch ich meine fast, daß in unsern Kreisen eher auf der entgegengesetzten Seite durch zu große Schüchternheit gefehlt werde. Solche schüchterne Seelen nun, welche in ihrem Mißtrauen in die eigne Kraft so weit gehen, daß sie sich für untüchtig halten, irgend eine betrübte Seele durch religiösen Zuspruch zu trösten und zu erheben, und die um deswillen auch bangt, das Amt einer Armen- und Krankenpflegerin zu übernehmen, solche will ich hier daran erinnern, wie es in unsern Statuten ausgesprochen ist, daß wir, was unsere moralische und religiöse Einwirckung auf die Armen betrifft, das Meiste erwarten, nicht vom Reden, sondern von dem Wirken der Liebe im Geiste des Glaubens. Fühlen Sie von diesem Geiste sich durchdrungen, so mögen Sie das Werk immer frisch und fröhlich angreifen, ob Sie auch meinen, nimmer reden zu können zur Ehre des Herrn; aber dann, — „weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über", — dann glaube ich Ihnen doch zuversichtlich vorhersagen zu können, daß Ihnen zu seiner Zeit schon auch ein gutes, erwecklic hes Wort für Ihre armen Kranken wird gegeben werden. Fühlt man sich doch selbst an solchem Krankenbette so ernstlich aufgefordert, das Ewige zu bedencken! Ja, ich darf es sagen, an dem Lager meiner armen Kranken und Sterbenden ist bisweilen der Geist des Gebetes über mich gekommen, wie kaum im einsamen Kämmerlein.

Vor einem Fehlgriffe möchte ich hier noch warnen, der uns leicht Muth und Freudigkeit zu unserm Werke rauben könnte. Lassen Sie uns von dem Erfolge unserer Bemühungen nicht, zu

viel erwarten, ja lassen Sie uns nicht zu viel, nicht Alles thun wollen, weder im Leiblichen noch im Geistlichen. Es sieht das oft aus wie ein schöner, lobenswerther Eifer, und ist im Grunde doch nichts Anderes, als Stolz und Vermessenheit. Wer sind wir ohnmächtige, beschränkte, sündige Wesen, daß wir auch nur eines Menschen Schicksal ganz sollten machen können? — Danken wir dem Herrn als für eine unverdiente Gnade, wenn er uns würdigt, auch nur einen Finger aufzuheben in seinem Dienste, wenn er uns Gelegenheit schenkt, einem armen Kranken nicht die Schmerzen der Krankheit ganz abzunehmen, aber ihn doch unter den Schmerzen durch einen labenden Trank, durch ein weicheres Lager zu erquicken, oder wenn wir einer tiefbetrübten Seele ein freundliches Trostwort sagen, einem gottesvergessenen Sünder einen ernsten Mahnungsruf an's Herz legen können; wenn schon das bekümmerte Herz wieder in Traurigkeit versinkt, und der Sünder nicht zur entschiedenen Umkehr sich entschließt. Mag es doch nicht immer sein, daß dadurch der Weg angebahnt werde für nachfolgende, mächtigere Gnadenwirkungen des Herrn? Will unser Gott Großes ausrichten durch uns, so finde er in uns immer willige Werkzeuge; aber auch das Kleinste sei uns nicht zu klein, so es nur wahrhaftig zur Ehre des Herrn ist und zum Heil der Brüder.

Ich habe da neulich ein morgenländisches Sprüchlein gelesen, das hat mir gar wohl gefallen. Es lautete also: „Thust du was Gutes, so wirf es ins Meer; sieht es der Fisch nicht, so sieht es der Herr." — Manches Gute, das wir wirken, ist wohl wie ins Meer geworfen, dem Anscheine nach ganz verloren. Es ist's doch nicht; das Auge des Herrn hat's ja gesehen, und was dies Auge behütet und bewacht, das kann nicht untergehen. Ich bin sehr freudig im Hoffen, daß in dem Reiche Gottes nichts, auch das Kleinste nicht, ganz verloren gehen kann, und wenn irgend etwas mir eine frische Thatkraft erhält, so ist es diese Hoffnung, die Vorstellung von künftigen Freudenernten, die uns noch jenseits reifen werden aus manchem Samenkörnlein, das dem irdischen Blicke spurlos verschwunden schien.

Was ich Ihnen nur sonst noch in Beziehung auf den schönen Beruf einer christlichen Armenpflegerin an's Herz legen möchte, das finden Sie, denke ich, in genügender Ausführlichkeit uud Klarheit ausgesprochen in den Instructionen, die ich für meine Mitarbeiterinnen entworfen. Ich habe eine Anzahl Exemplare davon in die Hände des Vorstandes niedergelegt, mit der Bitte, einer Jeden, die als thätiges Mitglied dem neubegründeten Vereine beitritt, ein Exemplar derselben zukommen zu lassen.

Und doch drängt es mich, zum Schlusse noch einige Hauptpunkte hervor zu heben. Lassen Sie uns die in jenem Berufe uns angewiesene Stellung richtig auffassen: Dienerinnen der Armen sollen wir sein; unsern armen Brüdern und Schwestern zu dienen in demüthiger Liebe, dazu haben wir uns mit einander verbunden. — Nicht ist das so gemeint, als ob aller äußere Unterschied der Stände solle aufgehoben werden; nein, ich habe es mir vielmehr zum Grundsatz gemacht, auch bei unsern Armen auf ein gewisses äußeres Decorum zu halten, und wenn die Leute zu mir etwa in dem Tone sprechen: „Die B... hat mir das gegeben, die G.... hat das gesagt," so pflege ich sie zu verbessern: „Ihr wollt wohl sagen: Frau Doctorin B..., Fräulein G...." Für uns selbst legen wir ja natürlich auf solche äußere Formen keinen Werth; aber für unsere Armen halte ich es wichtig, daß sie die von Gott ihnen angewiesene Stellung nicht verkennen und nicht darüber hinauswollen. Sie aber mit derselben auszusöhnen, bei mancherlei Entbehrungen vor Bitterkeit sie zu bewahren, ja, mit den Beschränkungen ihrer Lage sie herzlich zufrieden zu machen, dahin, meine ich, sollen wir wirken, und diesen Zweck werden wir am ersten erreichen, wenn wir in freundlicher Liebe ihnen nahe treten, neben der ach! oft so geringen Gabe, die wir ihnen zu bieten haben, unser Herz sie finden lassen, und nicht allein Bedacht nehmen auf Speise und Trank für ihren hinfälligen Leib, sondern vielmehr noch auf Nahrung für ihre unsterbliche Seele, in dem Allen aber nicht hoch herfahren, damit nicht eine besondere Großmuth auszuüben meinen, sondern nur uns ansehen als Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes, die nur

ihre Schuldigkeit erfüllen, wenn sie die Anweisungen honoriren, die der Herr selber ihren armen Brüdern und Schwestern ausgestellt hat auf die ihnen verliehenen Mittel und Kräfte.

In meinen Berichten habe ich mehrmals darauf hingewiesen, wie ich das zu den besondern Segnungen wohlthätiger Associationen rechne, daß dadurch, ohne irgend einem verderblichen, Alles nivellirenden Revolutionsprincip Vorschub zu leisten, die verschiedenen Kreise der bürgerlichen Gesellschaft einander näher gebracht werden. Das geschieht aber nicht allein, indem wir die Aermsten und Geringsten im Volke in ihren Wohnungen besuchen, sondern ganz besonders auch dadurch, daß wir, die wir den höhern Ständen angehören, in unserer Vereinsthätigkeit mit Frauen und Jungfrauen aus dem Mittelstande uns verbinden. Ich weiß, daß hier in Bremen von einigen Seiten Bedenklichkeiten erhoben sind gegen ein solches Zusammentreten. Ich kann sie nach den von mir gemachten Erfahrungen nicht theilen, und wiederhole hier das schon im engern Kreise ausgesprochene Zeugniß, daß es mir sehr leid sein würde, wenn ich die tüchtigen Frauen und Jungfrauen aus dem Handwerksstande, die unserm Vereine als thätige Mitglieder beigetreten, verlieren sollte. Vergessen wir es nie, daß die gegenseitige Ergänzung verschiedener Individualitäten in dem Zusammenwirken für einen Zweck, einen der Hauptzüge bildet, welche das Wesen der Vereinsthätigkeit charakterisiren.

Aber nicht allein mit denen, welche Gegenstände unserer Fürsorge sind, oder diese Fürsorge mit uns theilen, werden wir durch das Band der Liebe uns verknüpft fühlen, nein, auch gegen unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen in weiteren Kreisen wird das Herz uns wärmer schlagen. Sind sie es ja doch, die durch ihre Freigebigkeit uns in den Stand setzen, unser Werk zu treiben, und so eröffnet sich für uns in unserm Verhältnisse zu ihnen eine neue Quelle der Freude und des Segens. Sind wir unsern Armen gegenüber meistens nur die Gebenden, so sollen wir hier die demüthig Empfangenden sein. Wohl hat unser Heiland Recht, wenn er sagt, daß das Geben seliger sei, als das Neh-

men; aber doch ist es auch etwas Schönes um das Nehmen, und jedenfalls bleibt bei dieser Freude unser Herz leichter bewahrt vor dem leidigen Hochmuth. Ja, ich kann es nicht sagen, wie süß es mir ist, mich so vielen Menschen zum Dank verpflichtet zu wissen. Menschen fast aus allen Ständen, von den verschiedensten Charakteren und Ansichten haben mich auf diese Weise zu ihrer Schuldnerin gemacht, und solche Schuld der Liebe hat fürwahr nichts Drückendes; sie machet das Herz so weit, so weich und so selig!

Fühlen wir aber durch das Vertrauen unserer Mitbürger uns geehrt, so lassen sie uns auch Alles aufbieten, desselben uns würdig zu beweisen in gewissenhafter Verwaltung dessen, was ihre Freigebigkeit zu unserer Verfügung gestellt. Heilig sei uns jede uns anvertraute Gabe, und eher mögen wir einen Thaler aus eignen Mitteln vergeuden, als einen Schilling von dem, was fremde Wohlthätigkeit in unsere Hände gelegt.

In meinen Instructionen habe ich mich ziemlich weitläuftig verbreitet über die von den Mitgliedern unsers Vereins zu beobachtende äußere Ordnung. Nach dem, was ich gleich am Eingange gesagt, wie es mich freue, daß der bremische Verein eine eigenthümliche Gestalt gewinne, versteht es sich wohl von selbst, daß Sie sich nicht gebunden halten dürfen durch jene Vorschriften. Führen Sie nach Belieben eine andere äußere Ordnung ein; nur das ist's, was ich zum Schluß Ihnen noch empfehlen möchte: es fehle bei Ihnen nicht auch an der äußerlich bindenden Regel; Ordnung, strenge, pünktliche Ordnung und Unterordnung ist nothwendig, wo durch das Zusammenwirken vieler Kräfte Ersprießliches soll geleistet werden.

Und so, meine theuren Mitschwestern, hätte ich Ihnen denn wohl so ziemlich Alles gesagt, was mir für Sie und für Ihr Werk am Herzen lag, und es bleibt mir nichts weiter übrig als für Sie und für mich den Segen des Herrn zu erflehen, daß es ihm gefallen möge, unser armes, schwaches Wollen immer mehr zu kräftigen, und es zu krönen mit einem schönen Gelingen!

Die Gnade sei mit Allen,
Die Gnade unsers Herrn!
Des Herrn, dem wir hier wallen,
Und sehn sein Kommen gern.

Auf dem so schmalen Pfade
Gelingt uns ja kein Tritt,
Es gehe seine Gnade
Denn bis an's Ende mit!

Herr, laß es dir gefallen,
So rufen, flehen wir:
Die Gnade sei mit Allen,
Die Gnade sei mit mir!

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bunsen, Christian Karl Josias <<von>>,

Elisabeth Fry an die christlichen Frauen und Jungfrauen Deutschlands als Anhang ein Vortrag von Amalia Sieveking

Horn bei Hamburg 1842

Pol.civ. 23 f

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10766280-4